

ADRESSEN-MÜLLER

liefert ADRESSEN DER WELT

ADRESSEN-MÜLLER hilft werben – schafft neue Absatzgebiete für alle Erzeugnisse oder Leistungen, gleichviel ob Großdeutschland oder Teilgebiete hiervon durch Werbung gewonnen werden sollen. – ADRESSEN-MÜLLER erschließt neue Märkte in allen Ländern der Erde durch Adressen aller Art. – ADRESSEN-MÜLLER fragen ist immer richtig und wichtig! Interessenten erhalten auf Wunsch kostenlos entsprechendes Katalogmaterial bei Bezugnahme auf dieses Inserat.

ADRESSEN-MÜLLER

GROSSEDUTSCHLANDS GRÖSSTES ADRESSENUNTERNEHMEN

DRESDEN-A-16
MACKENSENSTRASSE 11
RUF. 64181 · 60986 · 62997 · 63408

BERLIN-W-8
MAUERSTRASSE 83-84
RUF. 113866 · 113867



Germanen

Monatshefte für Germanenkunde

Heft 2 / Februar 1941

Preis RM 0.60

UNIVERSITÄT
BIBLIOTHEK
LUND

Inhaltsverzeichnis

Hermann Flickenschild	Der Ursprung des Politischen in der germanisch-deutschen Frühzeit	41
A. Bohmers	Reiche Funde eiszeitlicher Bildkunst. Die Ausgrabungen bei Unter-Wisternitz	45
Robert Steimel	Der Dreieck. Zum Reichsinnbild im Wappen	58
Friedrich Leuschner	Eine Kultstätte im Elbsandsteingebirge. Beitrag zur Deutung verschiedener Stein- denkmäler	65
Die Fundgrube	Anpflanzung von Bäumen als Pflicht der Markgenossen	74
Aus der Landschaft	Die Religion in der Vorgeschichte Böhmens	75
Die Bücherwaage	Hermann Benzel und Bruno Ketschen: „Flur, Dorf und Haus im Grenzkrichspiel Medelby“	76
	Emil Bächler: Das alpine Paläolithikum der Schweiz	77
	Gerold Zentker: Germanischer Volksglaube in fränkischen Missionsberichten	78
	Urkunden und Gestalten der germanisch- deutschen Glaubensgeschichte	79
	Glünther Franz: Der deutsche Bauernkrieg „Freude durch Latenschaften im Kaserer- lazarett“	80

Das Titelblatt zeigt die Überarbeitung des Motivs einer Schiffsdarstellung aus der Kathedrale von Winchester von Eugen Herdinger, Augsburg.

»Germanien« Monatshefte für Germanenfunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und Völkergemeinschaft »Das Ahnenerbe«. Hauptschriftleiter: Dr. J. D. Plasmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstr. 16. Anzeigenleiter: G. Grüneberg, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11. 13. Jahrgang, Neue Folge Band 3, Heft 2.

Bezug durch Post, sowie durch den Buch- und Zeitschriftenhandel. — Bezugspreis: Einzelheft RM. — 60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post RM. 1.80. Zahlungen: Postcheckkonto: Leipzig 2851. Beilagen und Anzeigen werden z. B. nach Preisliste 1 berechnet. Falls bei Postzustellungen unserer Zeitschrift »Germanien« Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten wir zunächst diese bei Ihrem Briefträger, dann erst bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, zu beanstanden.

Hermann Flickenschild

Der Ursprung des Politischen in der germanisch-deutschen Frühzeit

Die gewaltigen Gletscher, die sich von dem eisbedeckten Skandinavien herunter bis tief in den Süden Mitteleuropas erstreckten, sind längst abgeschmolzen, im nördlichen Mitteleuropa ist Steppe, dann Laubwald angewachsen. Die Länder um das Ostseebecken sind aufgetaucht und haben ihre endgültige Gestalt gewonnen. Da kommen Kolonistenscharen und besetzen die noch menschenleeren Räume. Urmysterien raunen von Zusammenstößen zwischen Niesen und Götter-
helden, die ihre Kraft erproben, bis sie sich einander angleichen und neben- und miteinander leben. Aus in Horben schweifenden Sammlern und Jägern werden Fischer und Hackbauern, aus Kult und Mythos erwacht ihre Pflugschur. In den Tiefenschichten der Seele bewahren sie Urinsinne aus einer fernen Vergangenheit von Wanderungen entlang den Urstromtälern der nordwesteuropäischen Tiefebene und dem zurückweichenden Gletschermassiv, Züge eines mythisch-magischen Weltbildes. Die mythologische Nordlandschaft als geschlossener Lebensraum, die harten Lebensbedingungen der nachzeitlichen Epoche, ein Zusammenwachsen der Kolonistenscharen ungeführt von Fremdvölkern, durch riesige Urwälder gen Süden hin abgeriegelt, schaffen in langen Zeiträumen durch Auslese und Ausmerze die nordische und fällische Rasse als den Kern des Urgermanentums. Sein Wesen ist nicht eindeutig und einfach. Einst aus Kampf und Widerstreit zusammengewachsen, bewahrt das Germanentum in sich Gegensätzlichkeiten und spannungsreiche Dynamik als erbedingtes Gut. Aber sie sind nicht Ausdruck einseitiger sozialer Schichtung aus Kassenkämpfen, stammen nicht aus einer Antithetik von Herrschern und Beherrschten, sondern aus Messung der Kräfte in friedlicher Durchdringung auf Grund gegenseitiger Anerkennung. Als schöpferische Kulturgemeinschaft von Menschen nordischer und fällischer Rasse auf dem Grund erbärmlicher Polarität erwacht das Germanentum und die Einheit seines Wesens, zugleich aber auch seine ruchtige Urkraft aus dessen Spannungsweite und Gegensätzlichkeit durch diese Verklammerung von Nordisch und Fällisch.

Die Urstämme der Germanen weisen auf die das westliche Ostseebecken einnehmenden Landschaften. Als geschlossenes Volkstum bilden die Menschen nordischer-fällischer Rasse hier eine Einheit. In den Eichtungen als Inseln offenen Landes im Meer der Laubwälder weit zerstreut voneinander haben sich die blutsverbundenen Sippen und Völkerschaften in dörflicher Siedlungsweise niedergelassen. Ihre Lebensweise ist urbäuerlich-kriegerisch, ihre Gliederung einfach und wenig geschichtet. Die Lebensgemeinschaft der Sippe hat ihren Zusammenhang im Ältesten des Geschlechts. Als Hausvater auf bäuerlichem Erbhof übt er über seine Hausgenossen und Gesippen patriarchalische Fürsorge aus, gestützt durch eine natürliche Autorität, wie sie die Würde des Alters verleiht, und mythische Überlieferung läßt das Geschlecht bevorzugter Adelspatrarchen unmittelbar von den Göttern abstammen.

Die Sippe ist der Blutsverband der Ahnen und Enkel, Kette der Verstorbenen und Lebenden. Ihrem Aufbau als Geschlechterverband gemäß ist sie auf den Ältesten des Geschlechts ausgerichtet. Wie sie sich schließt um Tisch- und Kultgemeinschaft, formt sie die Seiten des Lebens, in denen die Familien- und Ahnenpietät wurzelt, einen Lebenskreis, der durch Sitte und Überlieferung in sich freist und beharrt, dessen Geist sich verfestigt und in Mythen von den Urnahmen als Göttern des Geschlechts auf die Werte der Tradition ausgerichtet ist. Das Weltbild der Sippe bleibt auf eine Horizontwelt eingegrenzt, der Ahnenkult wird zum Mittelpunkt des Sippenlebens und züchtet einen blutgebundenen Zusammengehörigkeitsinstinkt. Dieser gibt dem Gesippen Halt, zwingt sein Tun in feste Normen. Er ist nur Glied an der Ganzheit seiner Sippenfamilie, einer mythischen Lebensgemeinschaft. Ihr Wille ist sein Wille, ihr Blut sein Blut. Sippe ist ihm Mittelpunkt und Inhalt des Lebens, Frieden und Schutz im heiligen Lebensraum. Verlust der Sippe ist Friedlosigkeit, Verlust von Glaube und Heimat, zuletzt des Lebens.

Wohl kennt die Sippe soziale Stufungen und solche im Maße der Freiheit und Bindung, aber sie führt nicht zu Formen der Herrschaft, verbleibt vielmehr in patriarchalischer Fürsorge und

gliedert auch Minderfreie und Knechte in diese Ordnung ein, ohne aber eine rassistische Kluft zwischen diesen und den Freien dadurch anzutasten. Nach dem Urbild der Vater-Kind-Beziehung formt sie Sozialgebilde, die dem Bereiche des Politischen noch nicht angehören. Wenn sie auch eine Grundlage der Behrverfassung bildet, kann aus ihr autochthon doch kein Politicum werden. Die auf Sippe und Markgenossenschaft gegründete urgermanische Heerbannliebung ist die Behrform festhafter Bauerngeschlechter, die noch nicht in Angriff oder Abwehr sich einem echten, die Ganzheit des Volkstums bedrohenden Feind gegenübersehen. Ein solcher ist im urgermanisch-nordischen Kulturkreis nicht vorhanden. Bis in den Ausgang der Bronzezeit kennt er auf seinem Volkstoden, abgesehen von den Grenzräumen, keine Befestigungen und Burgen.

Die Quellschicht, aus der der Bereich des Politischen entsteht, liegt nicht in der Sippe, sondern in der germanischen Gefolgschaft. In der Sippe überdeckt das Bäuerliche das Kriegerische, und dieses macht sich vornehmlich Luft in Blutrache und Sippenfehde. Die Sippe, das ist das statische, in sich freilebende Leben der dörflichen Gemeinschaft, wie es in Blut und Boden verankert ist, ist der traditionalistische Strukturbau mythisch-geschichtsloser urtümlicher Lebensverfassung. Die Gefolgschaft durchbricht diesen Status und sie bildet den dynamischen Faktor, der erst eine geschichtliche und politische Ordnung schafft. Die Sippe kann aus sich nur lose föderative Schichtungen herausstellen, aber im Aufbruch der Gefolgschaft, in ihrer Zuchtform, ihrem Ausgriff in die Weite liegt die Entstehung politischer Ordnung begründet, indem sie sich als Kriegeradels-Gefolgschaft unter ihrem Führer und Trägerin arteigener Freiheit über eine fremdrassistische Bevölkerung lagert und dieser den eigenen Willen aufzwingt.

Die Gefolgschaft löst Mannen aus dem Sippengefüge und dem dörflichen Lebensraum und gliedert sie in sich ein. Sie ist nicht wie die Sippe nach dem Vater-Kind-Verhältnis patriarchalisch gegliedert, sondern ihr Urbild ist das der Brüderschaft und Kameradschaft, und sie stellt eine religiös gegründete, der Sippe nachgebildete Verwandtschaft unter ihren Mannen her. Ist man in die Sippe geboren, so ist man zur Gefolgschaft erkoren. Sie ist ganz auf Selbstbehauptung gestellt und schart sich um den erkorenen Führer. Bestimmte Menschen nur folgen ihrem Ruf. Es sind die Wagenenden, die Umstellungsfähigen, Beweglichen, die kämpferischen Jungmänner, die die Gefolgschaft an sich zieht. Sie folgen in freier Hingabe dem artgleichen Führer, der die geforderten Eigenschaften am reinsten in sich verkörpert und der eine rassistisch und willensmäßig überlegene Individualität darstellt, die sich aus dem bindenden Typismus der Sippe heraushebt. Es sind die überschießenden, in den Ackerbauordnungen nicht voll zur Auswirkung gelangenden und von der Sippe nicht in Zucht genommenen Kräfte und Energien, die in der Gefolgschaft eine wesensmäßige Betätigung suchen. Sie wollen nicht die Sicherheit der ackerbäuerlichen Existenz in den einengenden Formen der Sippe, sondern sie suchen das Wagnis, die Gefahr.

Ist der Gesichtskreis der Sippe kleinräumig auf Dorf und Bau beschränkt, so sucht die Gefolgschaft die unbekannte, lockende Ferne, das Neuland an den Grenzmarken. Sie nimmt die stolze Eigenwilligkeit und Eigenbröstelei des jungen Edelings, der sein Leben auf die eigene Kraft und Selbstbehauptung stellen will, in Zucht und richtet die urtümlichen Seelenregungen, die ungebrochenen Naturinstinkte auf ein beherrschtes, zuchtvolles Mannentum und konkrete, einheitliche Willensziele hin aus. Die Gefolgschaft züchtet eine Gesinnung der Kameradschaft auf, deren charakterliche Grundwerte die Ehre und Treue des waffentragenden freien Mannes sind. Mit ihr erhält das Volksaufgebot einen geschulten Kern, der ständig unter Waffen steht. Sieht die Sippe das Leben mehr von der bäuerlich-patriarchalischen Seite, so gehört der Gefolgschaft die kriegerisch-heldische Wirklichkeit an. Wo sie neben- und miteinander leben, können sie sich überschneiden und durchkreuzen und zwischen beide spannt sich die Weite der germanischen Individualität, der Widerstreit zwischen Freiheit und Bindung, Ausgreifen und Beharren, Kriegerium und Bauernium, Fernweh und Heimweh, der Konflikt zwischen Eides-treue und Bluts-treue. Die Gefolgschaft aber ist die bündische Lebensform, in der die germanische Freiheit als rassistisch-seelisches Urphänomen und spezifisch politischer Grundwert ihren Ursprung hat.

Gefolgschaft leisten ist dem Gefolgsmann keine knechtische Unterwerfung unter fremdbestimmten Willen, sondern stolze Hingabe des selbstbewußten Mannes an den großen, als Vorbild erkorenen und von besonderen Glücksträften erfüllten „charismatischen“ Führer und seine Aufgabe. Der Gefolgsmann bezieht sich selber, indem er sich in innerer Freiheit dem geborenen Träger göttlicher Macht schenkt und dienend unterordnet. In einer auf Kampf und Wagnis gestellten elementaren Schicksalsgemeinschaft bis in den Tod erwächst diesen Schwurbünden die Macht, über dem aus Familie und Sippe organisch erwachsenden Volk seinen Staat als Willens- und Machtgebilde aus freier Tat freier Männer zu formen. In der seinem Führer geschenkten unverbrüchlichen Treue liegt die innere Freiheit, wie sie in den Wäldern urgermanens erwächst und von hier aus durch die Jahrtausende bewahrt und in der Kette der Geschlechter weitergereicht wird. Um diese schöpferische, gemeinschaftsgebundene Freiheit freist im Werden des germanisch-deutschen Volkes sein arteigener Bereich des Politischen. Er stellt sich dar als beständiges kämpferisches Ringen um die Verwirklichung seiner artgebundenen Freiheit, seit der frühgermanischen Zeit bis auf unsere Gegenwart.

In der Markgenossenschaft erscheint der Blutsverband der Sippe als bäuerlich-dörflicher Behr- und Wirtschaftsverband, adliges Bauernium und bäuerliches Kriegerium in ungeschiedener Lebenseinheit umfassend. Alle wehrhaften Freisassen in sippenmäßiger Gliederung bilden das Thing der Mannen. Diese waffentragenden freien Adelsbauern sind das Heer, das versammelte Heer das Thing, auf ihm neben und mit dem Sippenführer die Schicksalsfragen beratend, richtend und schlichtend und durch Akklamation seinen Entscheid bestätigend. Hier grenzt sich aus der mythischen Selbstheit ein aktiver Kern aus, der die Grundlage für wirkliches Volk abgeben kann.

Führergebot und Wille seiner Thingmannen sind Äußerungen einer substantiellen Einheit, die sich auf diese Träger ausgliedert. Nur in dieser Übereinstimmung von Führer und Gefolgsmann liegt die Gewähr für die Wahrung artechter germanischer Freiheit, die noch in der Unmittelbarkeit des Instinkts gründet. Das mit der Volksfreiheit gepaarte Führertum sichert die Freiheit des frühgermanischen Reiches. In seinen Volksordnungen entfaltet sich die Frömmigkeit nordischer Artung und das kosmisch-symbolische Weltbild Germanens.

Noch umfaßt sie das ungeteilte Ganze des Seins und Tuns. Das Magisch-Dämonische, das als urtümliche Schicht von außen her als blinde Fatalität wirkt, ist nun geistig-seelisch bewältigt und zurückgedrängt. Das Berufensein zum Führer findet seine Bestätigung in enger Berührung mit dem Göttlichen, das sich als wirkend erweist im Machterfolg. Die heilische Ausformung der Frömmigkeit gestaltet das Gottesverhältnis nach dem Gefolgsmann-Gleichnis um. Frei von Geister- und Dämonenfurcht ist das Bild des Helden im Glauben an die eigene Macht und Stärke. Der diesseitige Lebensraum, die sinnvolle Ordnung von Sippe, Gefolgschaft, Gau und Volk ist zugleich in seiner metaphysisch durchwirkten Wirklichkeit der Raum einer göttlichen Ordnung.

Die Sippe und die Gefolgschaft sind die arteiligen Strukturen, auf denen der Bau des nordisch-urgermanischen Reiches als folgerichtiger äußerer Ausdruck einer rassistisch-seelischen Gleichartigkeit seines Volkes ruht. Der Blutsverband der Sippe begreift in sich die dörfliche Markgenossenschaft als Wirtschaftsverband, die Hundertschaft als Behrverband. Über ihr baut sich in räumlicher Ausdehnung auf der Gau als wehrmäßige Zusammenfassung von Sippen unter dem Gauführer, der Stamm als die Zusammenfassung benachbarter Gaue, Stammesbünde als solche benachbarter Stämme durch einen führenden Stamm und aus diesen Stammesbünden das gemeingermanische Reich, das alle diese Gliederungen organisch in sich begreift. Von seinem nördlichen Kernraum, dem geschlossenen Volkstum zwischen Nord- und Ostsee, hat es schon in der Steinzeit seinen Siedlungsraum erweitert, nordwärts und südwärts. Die Ausbreitung erfolgt teils im Wege der Landnahme in unbesiedelten Gebieten, teils durch Verdrängung der vorgermanischen fremdstämmigen Bevölkerung, teils durch bewaffnete Auseinandersetzung mit dieser, durch Übersiedlung und spätere Vermischung mit ihr.

Die gespannte und geballte Kraft des Bauernkriegerlebens, die Energie und Dynamik wagen-der Jungmänner als Gefolgsschaften um den erkorenen Herzog macht sich in den kolonisieren-

den Wanderzügen Lust und treibt sie nach Zeiträumen vorübergehender Ruhe immer aufs neue aus dem Quellraum der Urflüsse. Hinter diesem heiligen Frühling der Bauerntrecks steht nicht nur das wirtschaftliche Motiv der Gewinnung von Siedlungsneuland, das auch durch Waldbrodung zu haben gewesen wäre, ebenso sehr sind sie Ausdruck der Spannungsweite rassistischen Blutsverbes, das in seinem unbändigen Freiheitsgefühl in den gewachsenen Ordnungen die einengenden Bindungen seelisch spürt, um in den auf Kampf und Abenteuer gestellten Wandertrecks das Leben auf die eigene Macht und Selbstbehauptung zu stellen und den Freiheitswillen darin zu bewahren. So wechseln Zeiten äußerer und innerer Ruhe mit von Kampflärm erfüllten Perioden; und während der Kern in den Urflüssen verbleibt, stößt wachsendes Volk ohne Raum, seelisch wie wirtschaftlich, immer wieder seinen Nachwuchs aus, der sich schichtweise von der Urheimat ablöst und in Ausgriffen eine Welle nach der anderen über die Länder verströmt. Sie bewirken eine Vernordung Europas und weiter Räume darüber hinaus, bis diese im rassistischen Verfall ihrer Führerschaft vom Schicksal des Unterganges betroffen werden.

Sowelt aber die Bindung an germanisches Volkstum reicht, wie es sich darstellt in nordisch bestimmter Rasse, gleicher Sprache, Religion und Brauchstum, soweit erstreckt sich auch das gemeingermanische Reich. In seinen Grenzen verschmelzen die Gegensätze früherer Kulturen in einer einheitlichen Ackerbaukultur, und die Einheit gliedert sich mit der großräumlichen Ausweitung Germaniens aus in die Stammesgruppen der Nord-, Ost- und Westgermanen unter Differenzierung der gemeingermanischen Kultur. Der Blutsmythus integriert die Sippen und Völkerschaften zu Stämmen, die Stammbünde zum Volk als einer mythischen Einheit in sinnbildlicher Leibvorstellung, abstammend vom göttlichen Urahn. Dieses Einsgefühl ist vegetativ-instinktiv, schlummert noch und ist nicht in den Willen aufgenommen. Die Völkerschaften und Stämme sind lose föderalistische Verklammerungen mit weitgehender Autonomie der Glieder in der Ganzheit. Sie verändern und verschieben sich und sind noch nicht als feste Bildungen aufzufassen. Lösungen, Teilungen, Abspaltungen und Neubildungen sind mannigfach bezeugt, ebenso wie Fehden und Bruderkämpfe aus strotzender Kraftfülle zwischen den benachbarten Gau- und Stammesführern, die sich dazu des Beistandes ihrer Gefolgschaften bedienen.

Die Gefolgschaften sind das Kernaufgebot der kampferprobten Männer und ständig unter den Waffen. Der Herzog zieht an ihrer Spitze in den Krieg. Auf dem Volksboden stehen sie noch in den patriarchalisch-sippenmäßig gewachsenen Volksordnungen, dagegen im besiedelten Feindesland setzen sie sich als nordische Eroberer über die minderrassistische Bevölkerung und entwickeln hier in den frühen Staatsgründungen ihre kulturschöpferischen Fähigkeiten. Kriege sind vielfach nur Grenzkämpfe, die das Aufgebot der Mannen im Innern des Reiches unberührt lassen. Droht aber Gefahr dem Ganzen, so treibt diese den willensüberlegenen Führer hervor, der als Kriegsherr mit starker Hand die Stämme eint, die Zwietracht der Gauen und Stammesherzöge bündigt; und nun holt er den Freiheitswillen der Thingmannen und Gefolgschaften zur Einheit der Volkskraft, zur Wahrung angebundener Freiheit, germanischer Volksfreiheit, in Angriff und Abwehr der Feinde. Hier sind nicht mehr Volk und Reich nur mythische Einheit, hier will aus der fordernden Wirklichkeit des Kampfes heraus, aus den Ordnungen von Führer und Gefolgschaft, Herzog und Thingmannen, aus ihrem Nachwillen zur Freiheit als spontanes Erlebnis Volk Wirklichkeit werden. Hier liegt der Ansatz, den Bereich des Politischen mit substantiellem Gehalt zu erfüllen.

(Wir verweisen auf die Schrift „Die Freiheitsidee des Politischen“ des Verfassers, die soeben im Verlag Junker und Dünhaupt in Berlin erscheint.)

A. Bohmers / Reiche Funde eiszeitlicher Bildkunst Die Ausgrabungen bei Unter-Wisternitz

Seit Juli 1939 werden auf der bekannten Fundstelle von Unter-Wisternitz durch die „Forschungsstätte für Urgeschichte“ des Altnenerbes Grabungen durchgeführt. Diese Fundstelle befindet sich ungefähr 80 km nördlich von Wien auf dem Nord- und Nordostabhang der Pollauer Berge in einer Höhe von ungefähr 30 bis 60 m über der Thaya. (Abb. 1 und 2). Sie ist nicht nur wegen ihrer großen Ausdehnung von mehreren Quadratkilometern berühmt, wodurch sie die größte altsteinzeitliche Fundstelle überhaupt ist, sondern besonders durch eine Menge von Kunstgegenständen, die hier im Laufe der letzten 15 Jahre ausgegraben wurden. Von 1924 bis 1938 wurde hier durch R. Absolon gegraben. Über die Ergebnisse dieser Grabungen sind, mit Ausnahme von zwei Grabungsberichten in Tagebuchform, leider noch keine wissenschaftlichen Veröffentlichungen von größerem Ausmaß erschienen. Von uns wurden zuerst die noch nicht geklärten Fragen nach dem geologischen Alter der Kulturschicht gelöst. Diese befindet sich in den oberen Teilen einer bis 15 m mächtigen jüngeren Eisschicht der Würm- oder letzten Vereisung (Abb. 3). Im allgemeinen wird angenommen, daß die Vereisung durch ein sogenanntes Interstadial in einen ersten und in einen zweiten Würmvorstoß untergeteilt wird. Dieses Interstadial wurde auf Grund der sogenannten „Göttinger Vereisungszone“ vermutet, die sich meistens in dem jüngeren Eiß von Mitteleuropa befindet. Durch pollenanalytische Untersuchungen von N. Schürumpf wurde zum erstenmal das Klima der Periode, in welcher diese Vereisungszone entstand, bestimmt und bestätigt, daß es gemäßigt war. Es fanden sich nämlich in diesen Schichten Blütenstaubböhrer von Weide, Birke, Kiefer, Eiche, Linde, Ulme, Erle, Hasel und Fichte. Neben indifferenten Arten wie Kiefer, Birke, Fichte und Weide kommen also auch anspruchsvollere Arten, wie Eiche, Ulme, Hasel, Linde und Erle vor. Dies weist auf ein gemäßigtes Klima hin.

Wie das Profil (Abb. 3) zeigt, befindet sich die Kulturschicht mitten in dem Eiß des zweiten Würmvorstoßes, mehrere Meter über der Vereisungszone. Sie dehnt sich über eine Fläche von mehreren Quadratkilometern zwischen den Dörfern Pollau und Unter-Wisternitz aus. Sie besteht aus einer 10 bis 50 cm dicken grauen Schicht mit Kohlestücken, die an manchen Stellen Kohlenanhäufungen bis zu 50 cm Dicke zeigt. Diese meistens rundlichen oder länglichen Anhäufungen, die einen Durchmesser von bis zu 10 m haben, sind die Reste der alten Feuerstellen. In einiger Entfernung hiervon befinden sich meistens Haufen von Großtierknochen, besonders von Mammut und Wildpferd (Abb. 4). Diese Knochen sind, nachdem sie bei der Feuerstelle entfleischt worden sind, von den altsteinzeitlichen Menschen zur Seite geworfen. Über das ganze Gelände, am zahlreichsten aber bei den Feuerstellen, wurden zu Tausenden Geräte aus Feuerstein und Radiolarit, zusammen mit zahllosen Knochen von kleineren Tieren, wie Wolf, Ren, Eisfuchs, Bielfraß und Schneehase gefunden. Wohngruben und Pfostenlöcher sind bisher noch nicht angetroffen worden. Das Gelände muß von zahlreichen Menschenhorden kürzere Zeit bewohnt gewesen sein. Die Reste ihrer Jagdtiere wie Mammut, Ren, Eisfuchs, Bielfraß usw., weisen darauf hin, daß das Klima während dieser Zeit sehr kalt war, und daß man sich mitten in der Würmeiszeit befand. Die Abhänge der ihre Umgebung steil überragenden Pollauer Berge müssen damals besonders kalt und nicht sehr angenehm als Wohnplatz gewesen sein. Daß die Menschen sich hier jedoch trotzdem in einer für die Eiszeit abnorm großen Zahl aufgehalten haben, muß aus dem großen Wildreichtum dieser Gegend erklärt werden. Die Fundstelle befindet sich nämlich an der einzigen eiszeitlichen Durchgangsstraße zwischen Nordost- und Südwesteuropa. Diese führt durch die mährische Pforte nördlich von Preßau, quer durch Mähren und weiter durch das Donautal. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie vom Wilde viel benützt wurde. Sicher folgte letzteres auch weiterhin den Flußläufen wie z. B. der Thaya, und dadurch kamen die Herden immer an unseren Fundstellen vorbei, wo sie von den altsteinzeitlichen Menschen erwartet und gejagt wurden. Auch

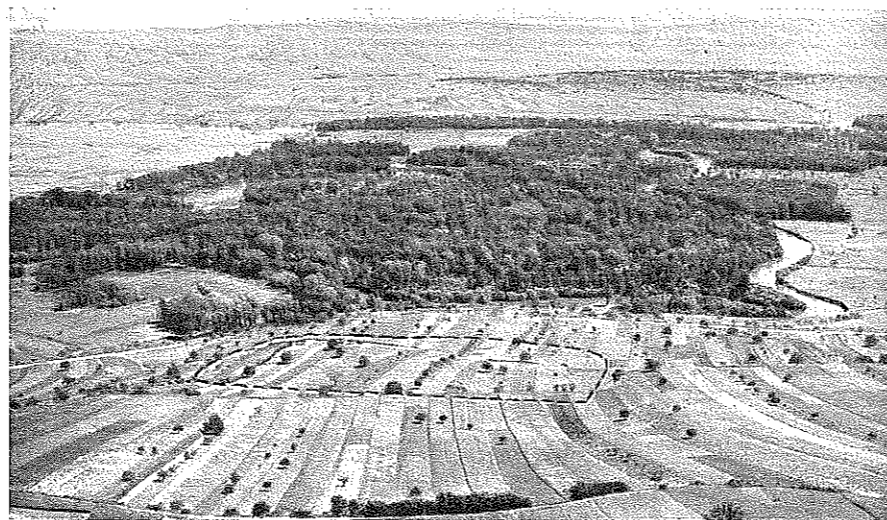


Abbildung 1. Blick von der Ruine Maidenburg auf das Fundgelände von Unter-Bisernitz. Im Hintergrund die Thaya. Innerhalb der gestrichelten Linien das Gebiet wo bis jetzt die meisten Funde gemacht worden sind.

die berühmte Fundstelle von Předmost bei Prerau liegt an dieser Durchgangsstraße. Wahrscheinlich wurden die Mammute in Fanggruben gefangen, denn die aufgefundenen Knochen sind von Tieren jedes Alters. Wenn die Mammute mit Wurfwaffen gejagt worden wären, wären natürlich meistens nur die jüngeren Tiere erlegt worden.

Es ist sicher, daß in diesen Fanggruben auch andere Tiere, von denen die Knochen aufgefunden wurden, wie Pferde, Tiger und Wölfe, erbeutet worden sind. Mit Feuersteingeräten wurde die Beute zerteilt, die Felle präpariert, vielleicht auch genäht, und Knochengерäte hergestellt. Diese Geräte sind aus nordeuropäischem Kreidefeuerstein und alpinem Radiolarit angefertigt. Das Material hierfür muß der Mensch von weither herbeigebracht haben, da diese Gesteinsarten in Mähren nicht vorkommen. Die nächstgelegenen Fundstellen für Kreidefeuerstein sind die Mindelmoränen nordöstlich Prerau, in einer Entfernung von ungefähr 100 km; die nächsten Fundstellen für Radiolarit befinden sich in den Karpathen in einer Entfernung von gleichfalls 100 km.

Da die bei Unter-Bisernitz aufgefundenen Mengen dieses Materials sehr erheblich sind, so ist es wahrscheinlich, daß die altsteinzeitlichen Menschen mit dem Wilde größere Wanderungen unternahmen und vielleicht zu bestimmten Zeiten ihr Lager auf den Pollauer Bergen aufschlugen. Auf diese Weise wurde immer mehr Material von auswärts herbeigeführt.

Die Geräte bestehen zu mehr als 80 v. H. aus Klingen. Einige davon sind retuschiert. Ofters ist eine Kante für das Auslegen des Fingers verflumpt. Nur vereinzelte Klingen weisen die sogenannte „Aurignacretische“ auf. Neben den Klingen treten meistens die wahrscheinlich für das Präparieren von Fellen benützten Klingenträger mit runden Kraperkappen auf (Abb. 5, Nr. 2). Seltener wurden die Kielträger (Abb. 5, Nr. 1) angetroffen. Einige zeigen Übergänge in Bogenstichel. Auch andere Stichel, wie Eckstichel, Kantestichel, Mittelstichel, Kernstichel und prismatische Stichel sind ziemlich allgemein. Typische Gravettespitzen (Abb. 5, Nr. 5) wurden öfters gefunden. Eigentümlich für Unter-Bisernitz sind die vielen schönen Sägen (Abb. 5, Nr. 3 und 4). Verschiedene Geräte sind typisch für die obere Aurignacgruppe,

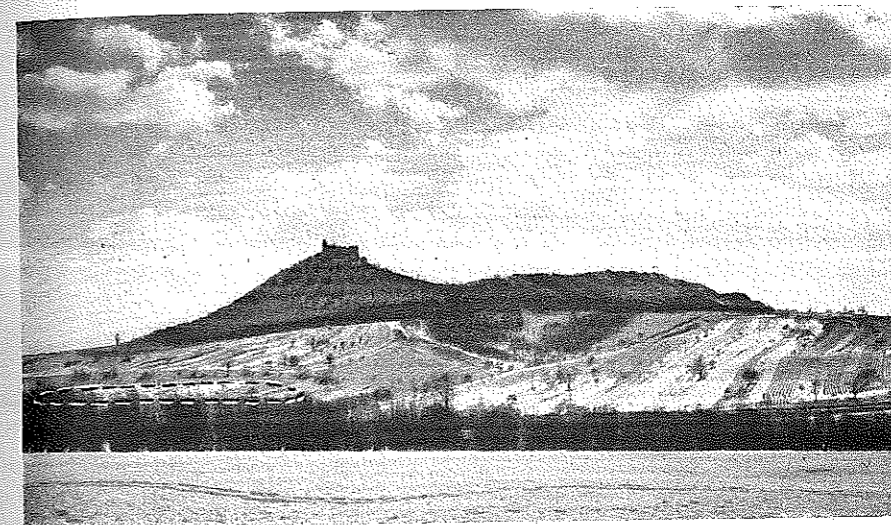


Abbildung 2. Blick von der gefrorenen Thaya auf die Pollauer Berge mit der Ruine Maidenburg. Innerhalb der gestrichelten Linie das in Abbildung 1 wiedergegebene Bild.

wie Gravettespitzen, Bogenstichel, prismatische Stichel und Kielträger. Andere Geräte, wie Sägen und Zinken sind charakteristisch für die untere Madeleinegruppe. Man kann die Kultur von Unter-Bisernitz deshalb am besten in die späteste Aurignacgruppe einreihen, wofür auch die geologische Lagerung weit oberhalb der Eßtwelger Verlehmungsszone oder dem Würm-interstadial spricht. An Knochengерäten wurden Pfeilspitzen, Blätter und eigentümliche Löffelförmige Typen gefunden. Von den letzteren weiß man noch nicht, wofür sie benützt worden sind. Sehr interessant sind die von den altsteinzeitlichen Menschen benützten Schmuckfachen. Es fanden sich eine Anzahl durchbohrte Wolfs- und Eisfuchszähne, die man wahrscheinlich als Halskette getragen hat. Aber nicht nur Zahnketten, sondern auch Ketten, gefertigt aus fossilen tertiären Serpulen (Abb. 6) und durchlöcherter tertiären Schnecken wurden oft gefunden. Aus gebranntem Ton hat man Röteln, einen braunroten Farbstoff zur Körperbemalung hergestellt. Für schwarze Bemalung wurde Graphit und für rote Farben gebrannter Hämatit benützt.

Die wichtigsten Funde dieser Fundstelle waren die Kunstgegenstände. Diese erlauben uns einen Einblick in die Weltanschauung dieser Menschen. Aus der typologischen und geologischen Bestimmung dieser Kultur als späteste Aurignacgruppe kann schon geschlossen werden, daß wir es hier mit einer Bevölkerung zu tun haben, die sehr wahrscheinlich zu der Cro-Magnon-, Aurignac- oder Brunngrube gehört. Das wurde auch bestätigt durch die menschlichen Schädelfragmente, die in Unter-Bisernitz gefunden worden sind. Wir haben es hier also mit der berühmten Bevölkerung zu tun, die sich nach der Vernichtung der Neandertaler in der Aurignacschwankung in kürzester Zeit über große Teile des europäischen, asiatischen und wahrscheinlich auch afrikanischen Kontinentes ausgebreitet hat, und deren Eroberungszüge zu den größten aller Zeiten gehören. Eigentümlich für diese Menschen war die „europide“ Gestalt. Aus einer bestimmten Gruppe dieser sind denn auch sehr wahrscheinlich die späteren Indogermanen hervorgegangen. Zu diesen Menschen, die die Erfinder der Wurfs- und Schießwaffen sind, gehören die Klingenkulturen der Aurignac-, Madeleine- und wahrscheinlich auch

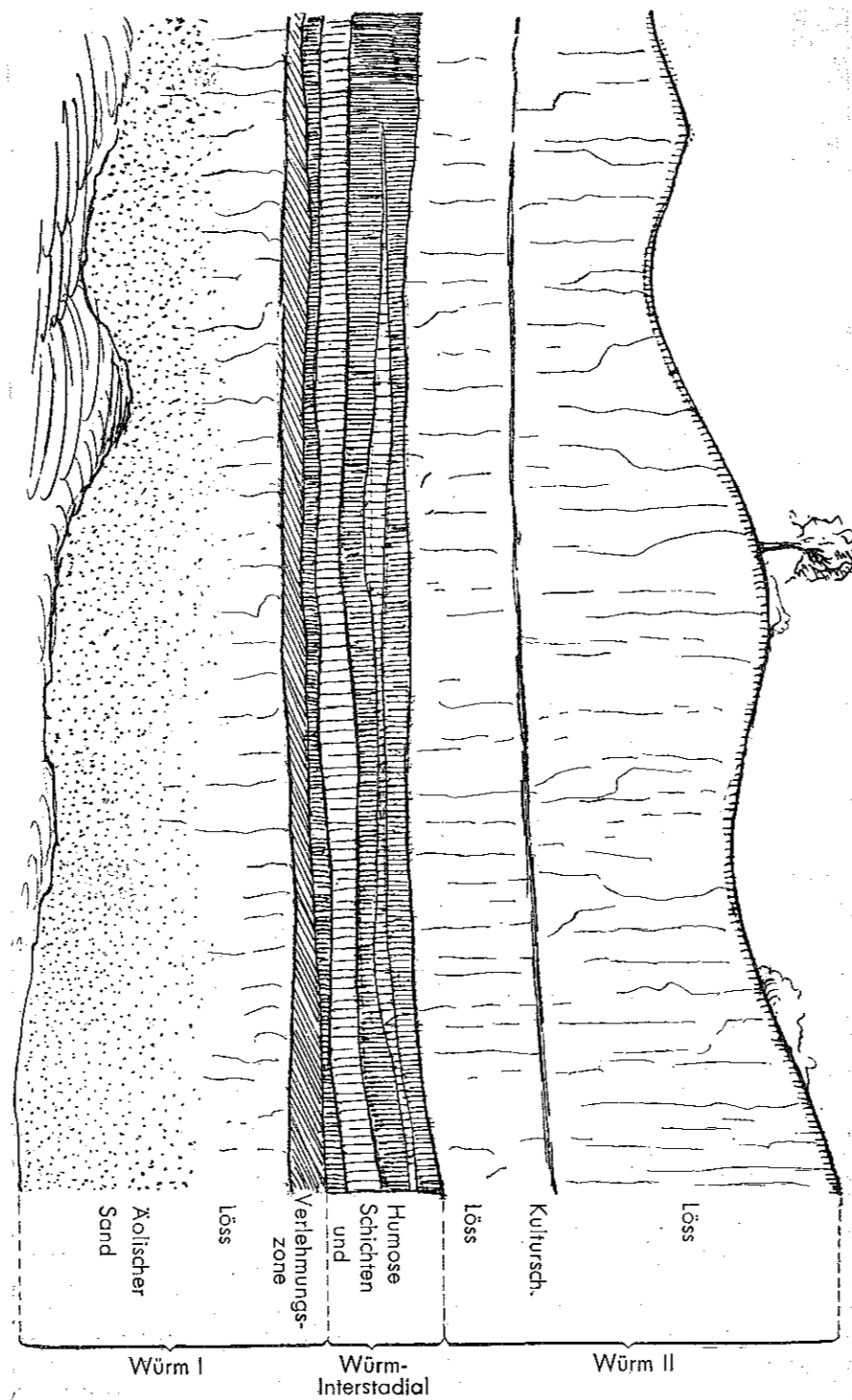


Abbildung 4. In einem tiefen Suchgraben bloßgelegte Anhäufungen von Mammutknochen.

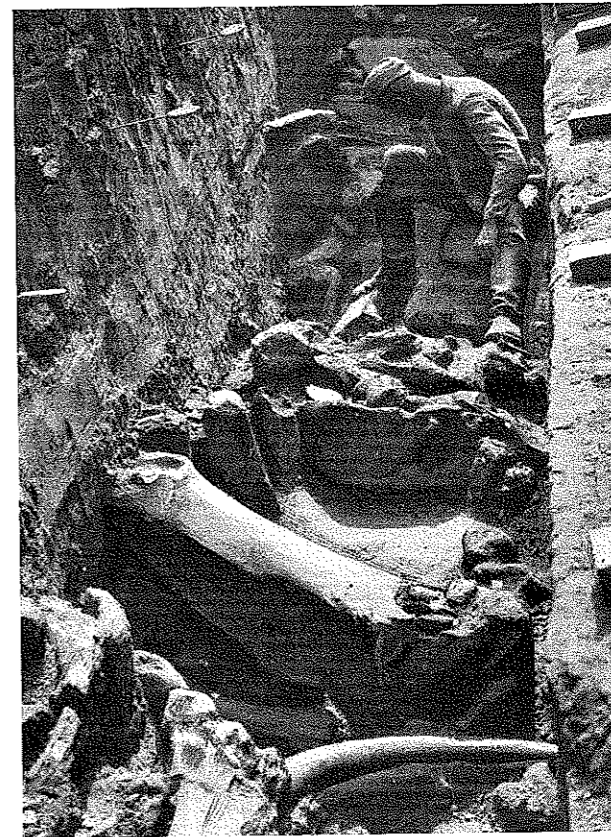


Abbildung 3 (links nebenstehend). Profil aus der Ziegelei von Unter-Wisternitz. Höhe ungefähr 20 m.

Solutreegruppe, sowie die altsteinzeitliche Kunst. Gerade von der letzteren wurde in Unter-Wisternitz viel angetroffen. Die Bewohner dieser Lagerstelle haben keine Zeichnungen auf den Wänden von Höhlen hinterlassen, wie die damaligen Bewohner Südfrankreichs und Nordspaniens; sie haben aus Ton, vermischt mit Fett, eine Masse hergestellt, woraus sie ihre Plastiken gebildet haben. Diese wurden im Feuer gebrannt und sind dadurch bis heute der Vernichtung entgangen. Sie haben meistens eine graue, manchmal eine bläuliche oder bräunliche Farbe. Die Plastiken wurden zum Teil mit der bloßen Hand, zum Teil mit Geräten hergestellt. Fingerabdrücke in dem Ton wurden öfters gefunden. Diese haben ein Alter von mehreren Zehntausenden von Jahren und sind die ältesten, die wir kennen. Der Künstler hat sich an einer bestimmten Stelle des Lagerplatzes aufgehalten, denn hier wurden von uns in großer Zahl Stücker von gebranntem Ton angetroffen. Diese lagen oft angehäuft um einen Eisstein. Eben dort fanden sich öfters Teile von Körperchen, Füßchen oder Köpfchen, die der altsteinzeitliche Mensch wahrscheinlich als mißlungen weggeworfen hat. Meist wurden die Jagdtiere nachgebildet. Zum Pferd gehört wahrscheinlich ein Körperchen ohne Kopf. Weiter wurden durch K. Absolon ein Mammutfäbchen, ein Bär und ein Luchs, und durch uns ein Wisent aufgefunden. Tierköpfchen sind viel öfters angetroffen worden, und

immer zeigen sie am Halsende eine Bruchfläche die manchmal eine Stichspur von einem Gerät aufweist. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie absichtlich von dem Körper abgestochen oder abgebrochen worden sind. So gibt es Tierköpfchen von Ren, Nashorn, Tiger, Luchs, Bär und Gule. Abb. 7, Nr. 7, zeigt eine Bärenfigur, die sehr schlecht erhalten ist und aus mehreren Stücken zusammengesetzt werden mußte. Und doch ist der schwere Bärenkörper mit dem typischen Kopf gut dargestellt. Zum Vergleich ist hier die bekannte paläolithische Bärenzeichnung aus der Höhle von les Combarelles in Südfrankreich abgebildet (Abb. 8, Nr. 5). Abb. 7, Nr. 8, zeigt einen Nashornkopf. Der seitlich etwas gedrungene wuchtige Kopf mit den kleinen Augen ist gut nachgebildet. Auch das schlanke Renntierköpfchen in Abb. 7, Nr. 5, ist sehr charakteristisch. Obgleich das so typische Renntiergeweih natürlich nicht nachgebildet werden konnte, ist die schlanke, aber edige Gestalt dieses Tieres meisterhaft dargestellt. Auch die Hautfalte unter dem Kopf ist sehr gut getroffen. Zum Vergleich ist eine Ren-Darstellung aus der Madeleinegruppe von Vimeuil in Abb. 8, Nr. 4, wiedergegeben. Das Mammuthköpfchen der Abb. 7, Nr. 3, ist sehr klein und zeigt deshalb wenig Merkmale. Doch ist es typisch in seiner unbeholfenen Schwerefülligkeit. Es wurde noch ein zweites, sehr ähnliches Stüchchen gefunden. In Abb. 7, Nr. 6 wird ein luchsähnliches Raubtierköpfchen dargestellt. Abb. 7, Nr. 1, zeigt den Kopf eines Tigers, ein Tier, das in der Eiszeit in viel kälteren Gegenden lebte als jetzt. Knochen von Tigern sind mehrmals in Würmeiszeitlichen Ablagerungen in Europa und auch in Unter-Wisfarnis aufgefunden worden. Der Kopf zeigt die typische Schnauze mit Kinn, Maul und Nasenlöchern. Nach demselben Muster sind noch drei andere Tigerköpfchen hergestellt worden, von denen eines durch uns aufgefunden wurde (Abb. 7, Nr. 2 und 4). Zum Vergleich damit wird der bekannte „Löwe“ von les Combarelles abgebildet (Abb. 8, Nr. 3). Wir können schließen, daß hier eine Art Massenherstellung nach einem bestimmten Muster stattfand, eine für die Eiszeit bemerkenswerte Tatsache. Sehr auffallend ist aber das auf Abb. 7, Nr. 1, dargestellte Tigerköpfchen. Es weist zwei tiefe, mit einem dreieckigen Gerät erzeugte Stiche auf. Einer davon geht durch das Auge und einer durch den Hinterkopf. Die Pfeile auf Abb. 7, Nr. 1c, geben die Richtung der Stiche an. Das von uns aufgefunden Tigerköpfchen besitzt am Hals auch Stichspuren, so daß hier sehr wahrscheinlich der Kopf vom Körper abgebrochen

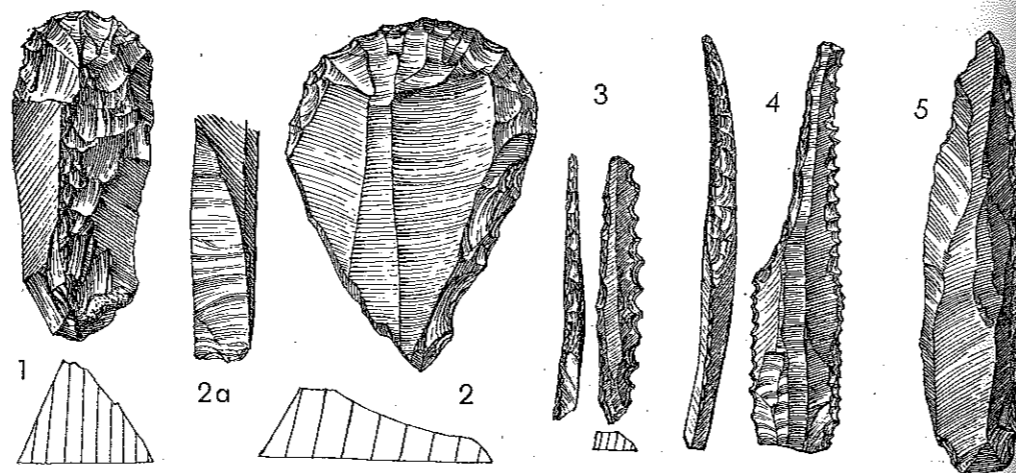


Abbildung 5 (links nebenstehend).
Geräte aus Feuerstein und Radio-
larit. 1 Kieseltrichter, 2 Klingentrat-
zer mit Stichel, 2a Stichelende
von vorne, 3 Säge, 4 Säge, 5
Gravettspitze. Vergr. 1x.

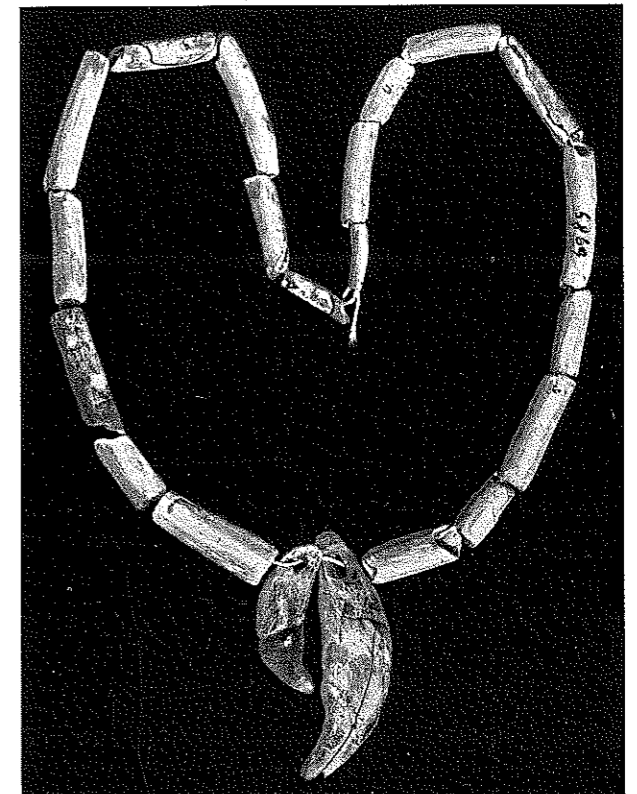


Abbildung 6. Kette von Serpulen
und zwei durchlöcherter Wolfszähne.
Zusammengesetzt ungefähr in der
Lagerung, in der sie gefunden wor-
den sind.

wurde, wobei der erstere in mehrere Stücken zerbrochen ist. Diese Tatsachen weisen auf magische Gebräuche hin.

Nicht nur Nachbildungen von Tieren, sondern auch die für die Altsteinzeit seltenen Menschen-
darstellungen waren hier reichlich vertreten. Im Jahre 1936 fand J. Dania das auf Abb. 9
dargestellte Menschenköpfchen. Es ist aus Elfenbein geschnitten und stellt wahrscheinlich eine
junge Frau dar. Es ist sehr typisch durch seine außerordentliche Schmalheit und Feinheit und
deutet auf eine hochentwickelte Menschenrasse. Zudem zeigt die Herstellungsweise dieser sowie
der anderen Plastiken und überhaupt der Schmuck- und Gebrauchsgegenstände, daß die Be-
wohner dieser Lagerplätze genau so zierlich und fein gewesen sein müssen, wie das in diesem
Köpfchen dargestellt wird. Das lange und schmale Gesicht stimmt mit den Schädeln überein,
die hier durch R. Absolon gefunden worden sind.

Wie können an den genannten Köpfchen zum erstenmale die Gestalt der Weichteile dieser
jungpaläolithischen Bevölkerung von Unter-Wisfarnis erkennen und sehen, daß sie nicht z. B.
mongoloid oder negroid ist, sondern vollkommen zu dem indoeuropäischen Rassenkreis gehört.
Das Köpfchen ist die erste deutliche Darstellung eines Menschengesichtes, die bisher in der Alt-
steinzeit aufgefunden wurde. Auch diese Tatsache ist sehr bemerkenswert, denn aus der Alt-

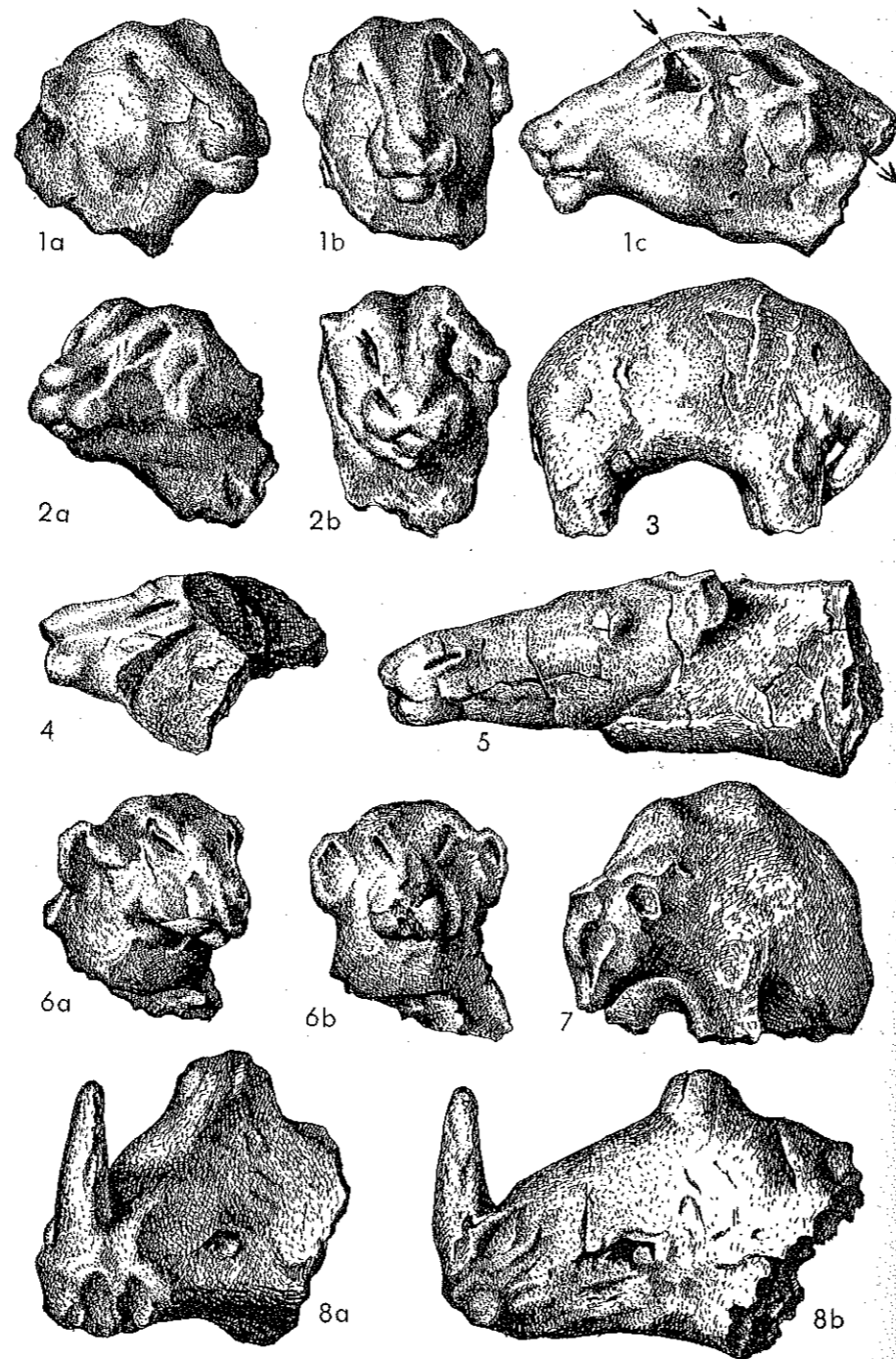


Abbildung 7. Aus gebranntem Ton hergestellte Tierplastiken. 1 Tigerköpfchen. Bei 1c geben die Pfeile die Richtung der Stiche an, Vergr. 1,3×. 2 Tigerköpfchen, Vergr. 1,3×. 3 Mammutköpfchen, Vergr. 1,8×. 4 Tigerköpfchen, Vergr. 1×. 5 Rentierköpfchen, Vergr. 1,8×. 6 Luchs(?)köpfchen, Vergr. 1,3×. 7 Bär, Vergr. 1,2×. 8 Nashornköpfchen, Vergr. 1,8×. 1-3 u. 5-8 nach K. Absolon in „The ill. London News“ von 21. 3. 36. Nr. 4 nach Original.

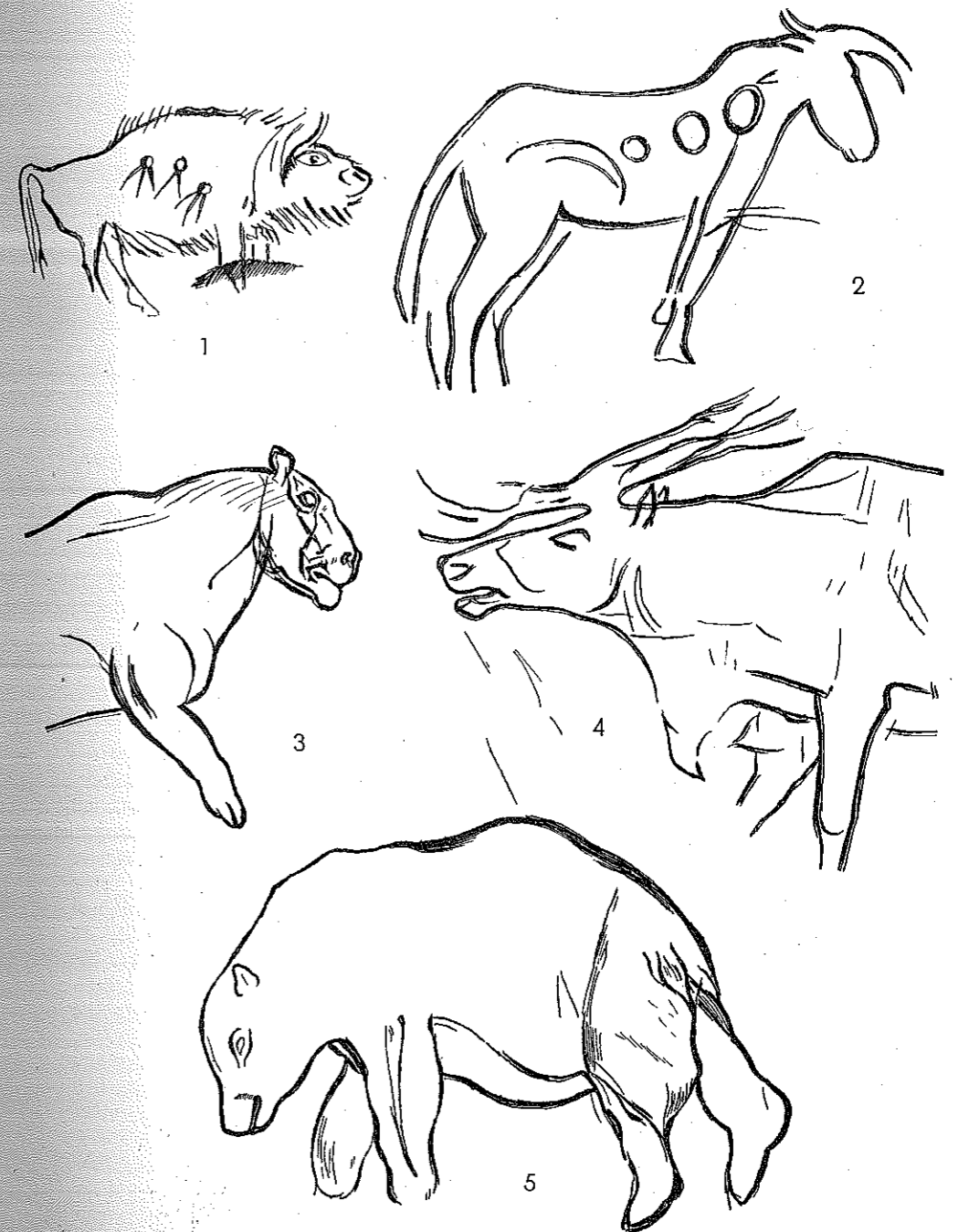


Abbildung 8. Höfen mit drei Pfeilen. Niaux. 2 Pferd mit drei Löchern. Niaux. 3 Löwe, Höhlenwandgravierung, les Combarelles. 4 Ren, Eimeuil. 5 Bär, Höhlenwandgravierung, les Combarelles.

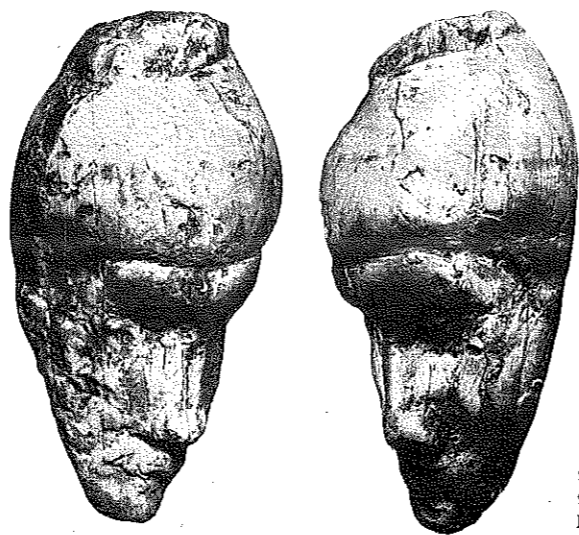
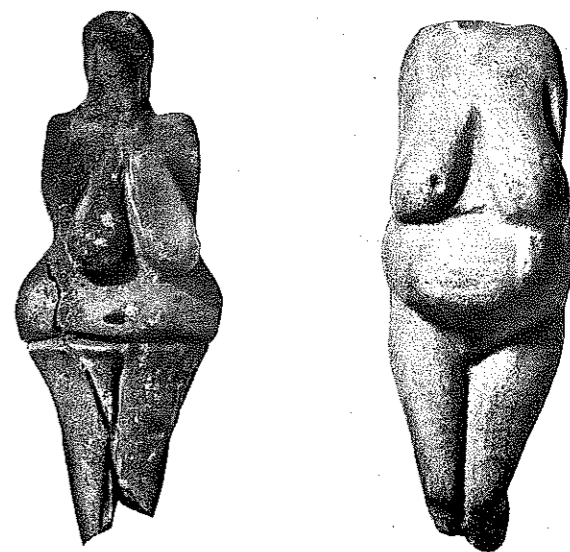


Abbildung 9. Frauentöpfchen aus Elfenbein.
Vergr. 1,6× nach R. Absolon in „The Ill.
London News“.

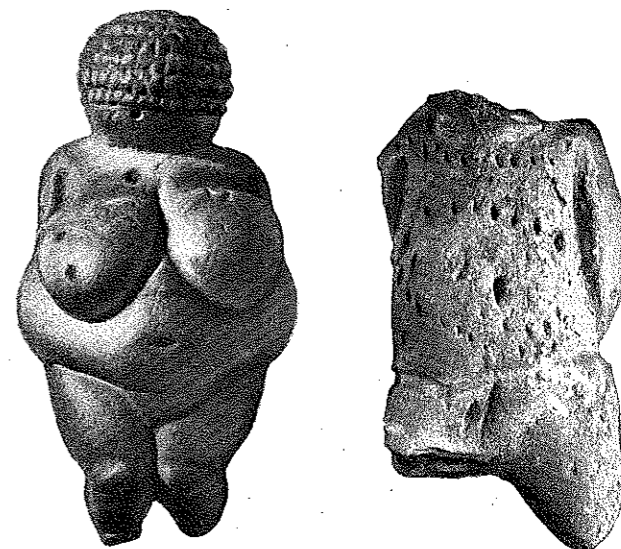
steinzeit sind zwar Tausende von ausgezeichneten und naturgetreuen Nachbildungen von Tieren bekannt geworden und mehr als 150 Nachbildungen von Menschen, doch sind die letzteren immer masken- oder fressenhaft und für das Studium der menschlichen Weichteile fast nicht zu benötigen.

Außer dem Köpfchen wurden durch R. Absolon verschiedene menschliche Körperrnachbildungen aufgefunden; unter anderen schematisierte weibliche Körper, ein männlicher Körper ohne Kopf, eine weibliche Darstellung mit wahrscheinlich tätowiertem Bauch (Abb. 10, Nr. 4), und weiter eine sogenannte „Venus“ (Abb. 10, Nr. 1). Die altsteinzeitlichen Venusse sind typische fettleibige Frauenfiguren mit hervorgehobenen Geschlechtsteilen und schlecht oder fast nicht ausgebildeten Köpfen, Armen und Füßen. Sehr oft sind schwangere Frauen dargestellt. Die Venus von Unter-Bisfornis ist noch eine der schlanksten. Typisch hierbei ist eine tiefe Kerbe unter dem Nabel und Gefäß, worin vielleicht Federn oder Gras gesteckt gewesen sind, die eine Art von Röckchen bildeten. Auch von den Venusfiguren sind mehrere Exemplare hergestellt worden. Zerbrochene Fragmente von noch mindestens vier nach demselben Muster hergestellten Plastiken wurden durch R. Absolon aufgefunden. Solche altsteinzeitlichen Frauendarstellungen wurden im Zusammenhang mit der Kultur der Aurignacgruppe an vielen weit auseinander liegenden Stellen aufgefunden, wie u. a. bei Brassempouy und Lespugues in Südfrankreich, in der Nähe von Mentone, bei Savignano in Nord-Italien, bei Willendorf in der Ostmark (Abb. 10, Nr. 3), bei Mainz, bei Predmost in Nordmähren, bei Gagarino und Kostienki im Dongebiet in Rußland (Abb. 10, Nr. 2), und selbst in der Nähe des Baikalsees in Sibirien. Eine der Frauendarstellungen von Kostienki ist der Venus von Unter-Bisfornis vielleicht am ähnlichsten (Abb. 10, Nr. 2). Diese Darstellungen zeigen am deutlichsten, wie schnell und gewaltig sich diese Kultur in verhältnismäßig kurzer Zeit verbreitet hat.



1

2



3

4

Abbildung 10. 1 Venus von Unter-Bisfornis. 2 Venus von Kostienki, Rußland. 3 Venus von Willendorf. 4 Tätowierte Frauenfigur von Unter-Bisfornis, nach R. Absolon.

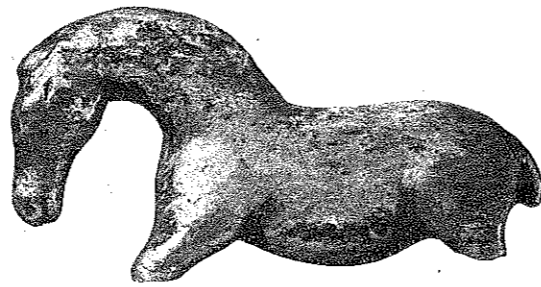
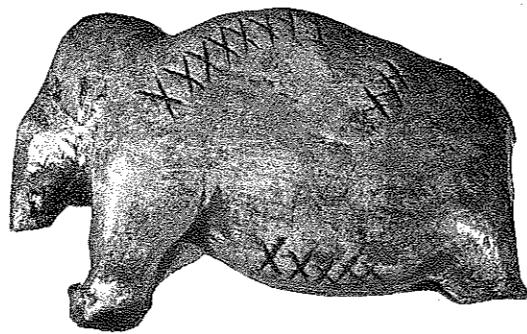


Abbildung 11. Vogelherd, Skulpturen aus Elfenbein, nach E. Miel.

Pferdchen



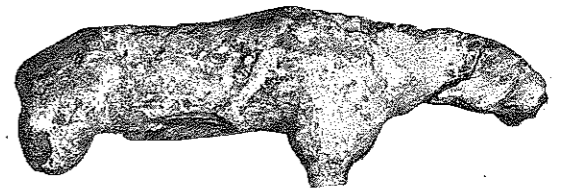
Mammut

Während die Kunst der jüngeren Altsteinzeit in Westeuropa meistens aus Zeichnungen und Malereien auf Höhlenwänden, Steinen und Knochen bestand, wobei Skulpturen vereinzelt auftraten, wurden solche sowie Plastiken in Mitteleuropa sehr viel gefunden. Beispiele hierfür geben an erster Stelle die mährischen Fundstellen, wie Předmost, Brunn und besonders Unter-Visternitz und weiter der Vogelherd in Lonetal nordwestlich von Ulm für das Gebiet des schwäbischen und fränkischen Jura.

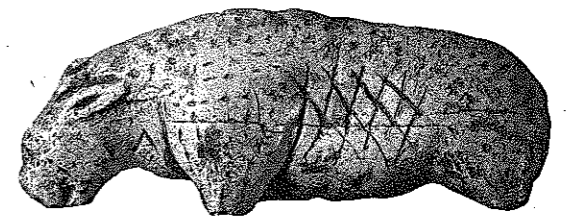
In der altsteinzeitlichen Kunst von Frankreich und Nordspanien hat man eine deutliche Entwicklung nachgewiesen. Breuil hat für diese Entwicklung fünf ineinander übergehende Stufen angenommen und H. Kühn drei. Die zu den ältesten Stufen gehörenden Bilder bestehen nur aus tiefen Umrisslinien und sind einschichtig dargestellt. Sie haben keine oder nur die notwendigsten Innendetails; sie zeigen z. B. nur zwei Füße und den Kopf von der Seite mit nur einem Horn oder Geweih. Diese Bilder gehören zu der mittleren und zum Teil zu der oberen Aurignacgruppe.

Die mittlere Stufe zeigt meisterhaft ausgeführte Darstellungen mit dünnen aber kräftigen Stichstrichen. Die Tiere sind vollendet perspektivisch dargestellt und sämtliche Innendetails sind unvergleichlich schön wiedergegeben (siehe Abb. 8). Diese Stufe findet ihren Höhepunkt in der unteren bis mittleren Madeleinegruppe. Übergänge zu der ältesten Stufe wurden schon in der oberen Aurignacgruppe gefunden. Die letzten Stufen der oberen Madeleinegruppe zeigen eine Rückbildung zu stark schematisierten Darstellungen, die oft an den primitiven Charakter der ersten Stufe erinnern.

Die Funde von Unter-Visternitz haben erwiesen, daß auch in den Skulpturen und Plastiken



Bär oder Tiger



Panther (?)

der Altsteinzeit eine Stufenfolge zu erkennen ist. Die älteste Stufe wird durch die Skulpturen, die in der mittleren Aurignacgruppe des Vogelherdes aufgefunden worden sind, vertreten.¹⁾ Diese aus Elfenbein hergestellten Skulpturen sind noch meist reliefartig und flächenhaft dargestellt (Abb. 11). Man kann sie nur von einer Seite betrachten. Von allen anderen Seiten wirken sie flach und nicht schön. Die Umrisslinien sind stark unterstrichen, und als Schattenfiguren würden sie auch noch gut wirken. Die Konturen des Pferdchens (Abb. 11, Nr. 1) sind schon meisterhaft dargestellt und lassen auf die große Kunstfertigkeit schließen, die hierauf folgen wird. Die Innendetails dieser Skulpturen sind noch nicht völlig entwickelt, weisen aber doch schon auf die nächste Stufe hin. Auch die Mammutskulptur (Abb. 11, Nr. 2) ist schon etwas plastischer entwickelt. Man kann die Skulpturen also ans Ende der ersten Stufe setzen.

Die Plastiken von Unter-Visternitz dagegen sind vollkommen „dreidimensional“. Sie weisen nichts Reliefartiges mehr auf. Man kann sie von allen Seiten betrachten und sie wirken gleich schön. Sie gehören also in die Stufen der höchsten Kunstfertigkeit der Altsteinzeit, sind aber noch in den Anfang der mittleren Stufe zu stellen, denn die Nachbildungen aus dem Höhlenpunkt der Stufe, z. B. die Gravierungen aus les Combarelles (Abb. 8, Nr. 3 und 5), Eimeuil (Abb. 8, Nr. 4), oder die Skulptur des Pferdchens von Mas d'Azil, oder die Renntiere von Bruniquel, weisen eine größere Lebendigkeit auf. Die kunsthistorische Zuteilung der Kultur von Unter-Visternitz zu der spätesten Aurignacgruppe stimmt mit der typologischen Formgestaltung und mit der geologischen Stellung in der Mitte der zweiten Würmvereisung überein.

¹⁾ Nach der Meinung der meisten Fachgenossen und nach meiner Meinung gehört die von E. Miel als obere Aurignacgruppe beschriebene Kultur mit Skulpturen in die mittlere Aurignacgruppe.

Der Dreieck ist als Schildbild recht häufig, früher mehr noch als heute. Er ist bereits in den frühen Wappenbüchern des Mittelalters zu finden, so in Jörg Rugen's Wappenbuch von 1492 in dem Wappen der schwäbischen „von Stoffenberg“ (Abb. 1), in Grünenbergs Wappenbuch von 1480 in dem Wappen der „von Landsberg“ (Abb. 2), in Nichtenals Chronik des Konzils von Konstanz von etwa 1425 in dem Wappen der Grafen von Helfenstein (Abb. 3) und schließlich in der erheblich älteren Züricher Wappenrolle von etwa 1340 (Abb. 4). Man wird hieraus schließen dürfen, daß der Dreieck als Schildbild so alt ist wie die Wappenkunst im heutigen Sinne. Er findet sich auch bereits recht früh in Landes- bzw. Herrschaftswappen, so nicht nur in dem als Schulbeispiel eines lebenden Wappens oft herausgestellten Schild von Henneberg (Abb. 5), sondern auch im linken Feld (wegen der Herrschaft über die Slowakei) des gespaltenen Schildes von Ungarn (Abb. 6); ferner im „Dre“ – also an hervorragender Stelle – des neunfeldrigen Wappens von Vorarlberg (Abb. 7).

Ist der Dreieck eine „gemeine Figur“ oder ein Heroldstück? Die bekannte heraldische Terminologie versteht unter „gemeinen Figuren“ Darstellungen der Natur, z. B. Tiere oder Pflanzen, oder des Kunsthandwerks, z. B. Becher oder Kannen, während ein Heroldstück durch Teilung des Schildes mittels gerader oder krummer Linien entsteht. Wie der Name sagt und die zeichnerische Wiedergabe bestätigt, werden „drei Berge“ wiedergegeben, oft noch realistisch ausgemalt; also eine gemeine Figur, eine Darstellung der Natur? Nein, sagt die heraldische Fachwelt (vgl. z. B. Hildebrandts Wappenfibel) eine Schildteilung durch krumme Linien, ein Heroldstück! Wir wollen in diesem Stadium unserer Untersuchung zu der Frage noch nicht Stellung nehmen, sondern am Ausgang dieser Arbeit darauf zurückkommen.

Es drängt sich nun die Frage auf, ob der Dreieck als bedeutungsloses heraldisches Ornament angesehen werden muß oder ob ihm ein besonderer Sinn zukommt. Auch in dieser Frage hat das Werk von Herbert Meyer „Das Handgemal als Gerichtszeichen des freien Geschlechts bei den Germanen“ (1) wichtige Hinweise gegeben. Nach Meyer (2) ist das Handgemal – ursprünglich das Stammgut des edelfreien Geschlechts, mit dessen Besitz die Allfreiheit verbunden war – später das erbliche Sippenzeichen der Edelfreien, im Gegensatz zu Allmeister Homeyer (3), der das Handgemal als juristische Funktion der Hausmarke ansieht, der Sippenruine also, die lange vor den Wappen im heutigen Sinne vom gesamten Bauerntum, d. h. praktisch vom ganzen Volke, als Besitz- und Urkundszeichen geführt wurde. Daß Meyers Auffassung neuerdings von Kuppel „Die Hausmarke“ (4) bekräftigt worden ist – ob mit Recht, würde eine besondere Abhandlung zu klären haben –, ist für unsere Untersuchung unerheblich.

Als feststehend kann Meyers Behauptung gelten, daß die Sippenruine der Edelfreien den Gerichtspfehl, später den Staffelnstein (5) oder die Gerichtssäule zierte, die sich am Ahnengrabe auf dem Stammgut des Edelherrn befand. Lassen wir Meyer selbst zu Wort kommen: „Die Stätte des echten Dings nun trägt, wie ich an anderer Stelle zeigen konnte, den Namen Roland, der aus Rodeland = Rodland entstanden ist. Im 13. und 14. Jahrhundert aber gab es am Niederrhein ein Herrengeschlecht, das den Namen Roland (Mulant) führte, der auch in der Form „zu dem Rodeland“ auftritt, also sicher nichts mit dem Paladin zu tun hat. Der Burgsitz des Geschlechts bei Düsseldorf heißt noch heute Roland. Der Name hat keine Beziehung zu Rodung, wie die älteste Erwähnung von 1166 „Waltero de Rugeland“ bestätigt. Rugeland kann nur die echte Dingstätte sein.“ (6) Die gleiche Lage ist gegeben beim Müden-, Mu-, Roden-, Roddenberg (Krs. Soest), nach dem sich ebenfalls Edelherrn benannten, deren Titel „Freigrafen“ auf ihren Richterstuhl hinweist. Auch der Berg Rolandssee bei Godesberg wird durch den benachbarten Rodderberg als Dingplatz ausgewiesen.

Nun zeigt das Wappen (Abb. 8) der Edelherrn von Roland bei Zahne (7) im blauen Schild

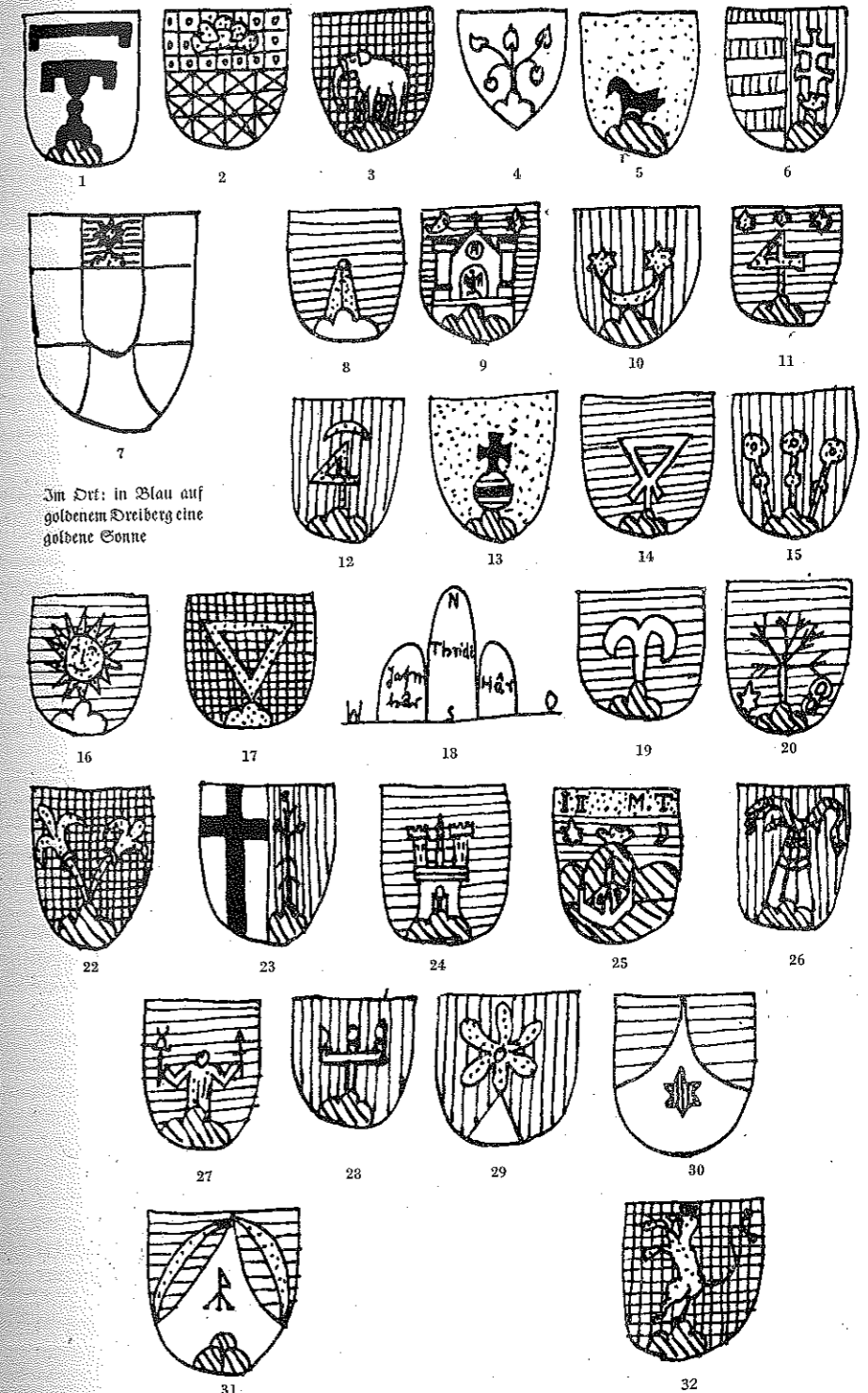




Abbildung 21. Aus der Heidelberger Handschrift des Sachsenspiegels.

auf silbernem Dreieck eine goldene abgestumpfte Pyramide. Fahne, dessen Verdienste überwiegend auf dem Gebiet der Genealogie liegen, bezeichnet den Dreieck als Wölke, vermutlich weil seine Vorlage ein altes Siegel war, aus dem nichts über die Farben hervorging. Jeder Heraldiker erkennt aber die Form als Dreieck, der in den allermeisten Fällen grün wiedergegeben wird. Auch würde Gold auf Silber eine schwache Wappenkunst bedeuten, wie sie dem Mittelalter nicht eigen war; gerade am Niederrhein war, ebenso wie in Frankreich, Brabant und Holland, ein starres Festhalten an den Regeln üblich. Die Pyramide aber ist der alte Staffelsstein des „roten Landes“. Er steht nicht vereinzelt da: in einer anderen Untersuchung (8) habe ich im Wappen von Wolfenbüttel den Gerichtspfehl, und in dem von Rüttich die Gerichtssäule festgestellt. Das Wappen der schwäbischen „von Stoffenberg“ (Abb. 1) ist aus seinem Schildbild allein zunächst nicht ganz klar. Indes weist der Name*) darauf hin, daß es sich um den Staffelsstein auf einem Berge handelt, dessen Darstellung im 15. Jahrhundert – der Begriff des Staffelssteins wurde nicht mehr verstanden – ornamental ausgestaltet wurde und nun einen von zwei Turnierkränen überragten Kelch wiedergibt. Aus den Wappen der niederrheinischen Roland und der schwäbischen Stoffenberg scheint sich also zu ergeben, daß der Dreieck der Gerichtshügel auf dem Ahnengrabe ist. Die weitere Untersuchung wird erweisen, ob diese Annahme haltbar ist. Zu dem Zwecke sei zunächst einmal die Entwicklung des Gerichtsortes festgehalten:

Wie Herbert Meyer überzeugend ausgeführt hat, befand sich in der germanischen Vorzeit das Gericht am Ahnengrab auf dem Eigengut des edelfreien Geschlechts, wo auf dem Ahnenpfahl – der in der ältesten Zeit menschengestaltig war (9) – das Handgemal, die Sippenrunne, als Symbol des Ahn, des ersten Gerichtsherrn, angebracht war. An diesem Ort wurden nach wie vor die verstorbenen Sippenangehörigen beigesetzt wie später in den Burkapellen des Adels. Vor den Eigentümern aber befand sich weiterhin der Gerichtspfehl, denn der altfreie Edeling war weiterhin Inhaber des Gerichts. Später, als aus der Eigentümern – wenn daraus nicht eine Burkapelle oder durch Stiftung ein Kloster wurde – eine Dorfkirche entstand, befand sich die Gerichtssäule vor der Kirchtür. Ebenso ging die Entwicklung in den Städten, auch hier befand sich der Gerichtspfehl vor den Kirchen, wo sich in Norddeutschland später die Rolands-säule (10) – die noch im 14. Jahrhundert und später Auslands-säule genannt wurde – als Sinnbild städtischer Gerichtsfreiheit erhob. So finden wir in den alten Reichsstädten mehrere Gerichte nebeneinander, denn der Pfarre Sprengel war Gerichtsbezirk; so war ein Vorfahre des Verfassers Gottschalk Mennekin um 1250 „Schöffe von St. Severin“ in Köln. Daraus wird auch das Wappen von Münsterberg, Bez. Breslau (Abb. 9) in vollem Umfange verständlich. Es ist zunächst ein redendes Wappen: Das Münster auf dem Berge, ergänzt durch das M im Mundfenster als Anfangsbuchstabe des Namens. Aber wozu denn noch der schlesische Adler in der Tür und Halbmond und Stern im Schildhaupt? Es handelt sich um die Wiedergabe



Abbildung 33. Wappen von Berlin.

des alten Gerichtspfehls: der Adler als Zeichen der Obrigkeit, in deren Namen Recht gesprochen wurde, und Mond und Sterne als Gerechtigkeitszeichen.

„... So schwör' ich droben bei den ew'gen Sternen,
Daß ich mich nimmer will vom Recht entfernen.“

... „greift er

Herauf getrostes Mutes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst –“

(Schiller, „Wilhelm Tell“, Rüttli-Szene.)

An dieser Stelle muß auf das Wappen der Bierwaldfätter Sippe Rüttliman (11) (Abb. 10) hingewiesen werden, das in Rot auf grünem Dreieck den goldenen Halbmond als Waage der Gerechtigkeit und auf seinen Spitzen zwei goldene Sterne zeigt. Aus diesem Sippenzeichen und dem an „Rüttli“ erinnernden Namen ergibt sich, daß dieses Geschlecht einmal zu einer Dingstätte in Beziehung stand. Das Rüttli war offenkundig ein alter Gerichtspfehl, was wiederum bestätigt wird durch die zu vermutende Verwandtschaft der ersten Silbe zu dem eingangs behandelten Wort Rütensberg bzw. Rüt-, Rütland.

Es enthalten noch zahlreiche andere Wappen ein Bild gleichen oder ähnlichen Sinnes; als Beispiel seien gebracht die Wappen Einsli (12) (Abb. 11), König (13) (Abb. 12), Landsmann (14) (Abb. 13). Hier wurde das alte Sippenzeichen in einem Geiste umgestaltet, der in geistesgeschichtlich verwandter Weise zur Bildung des Reichsapfels führte, der ebenso wie das Szepter in alten indogermanischen Vorstellungen wurzelt. Weitere Beispiele: Hensler (15) (Abb. 14), Spiegelberg (16) (Abb. 15), Anß (17) (Abb. 16), Jeppold (18) (Abb. 17).

Keihen wir nun zu den Abb. 11 und 12 zurück: sie zeigen auf dem Dreieck die Pard-Rune, ein uraltes Symbol, welches als Zeichen Wodans in zahlreichen Hausmarken wiederkehrt. Mehrere alte Kultstätten sind uns als Wodansberge bekannt, so die Wolsberge bei Siegburg (Bez. Köln), auch der Godesberg bei Bonn hieß in alter Zeit Wodesberg. Zudem liegt in seiner Nähe, wie bereits erwähnt, Rolandssee und Rodderberg, welches alte Dingstätten sind. Mehrere „Wodans- und Donarsberge in der Pfalz“ hat Christmann (19) festgestellt, der den Nachweis erbrachte, daß nach der Christianisierung die Wodans- in Michaelsberge, die Donars- in Petersberge umbenannt wurden, und daß für diese Kultstätten immer die höchsten Berge ausgewählt wurden. Es scheint so gewesen zu sein, daß immer drei benachbarte Berge zu einem Großheiligtum zusammengefaßt waren, wobei ein Berg dem Wodan, der zweite dem Donar geweiht und der „dritte“ (der höchste?) als Richtplatz bestimmt war. Zum Motiv der „Drei-berge“ meint Hermann Wirth (20):

„Der Brakteat von Badstena zeigt auch deutlich die Dreiteilung der heiligen Jahresreihe nach den drei Jahreszeiten, welche in der eddischen Überlieferung noch als Hár, Jafnhár und Thridi, der „Hohe“, der „Eben-Hohe“ und der „Dritte“, erhalten ist. Die Skaldenüberlieferung der Edda zeigt sich auch hier verdunkelt, indem Gylfag. 2 die Sitze der drei Hár, Jafnhár und Thridi, übereinander anordnet, wobei allerdings Thridi der höchste ist. Daß diese Dreieinheit nur die Offenbarungsformen des einen Gottes darstellt, – in der Edda Odinn –, ist sogar dieser späten Quelle noch bekannt (Grimm. 46, Gylfag. 2). Viel zuverlässiger zeigt sich auch hier die Kontinuität der Überlieferung in der symbolischen Volkskunst, welche das Sinnbild der „drei Berge“ in der ältesten Form der jüngeren Steinzeit noch bis ins christliche Mittelalter getreu bewahrt hatte.“

Die von Wirth (21) beigegebene Abbildung (Abb. 18) zeigt die uns vertrauten Formen, die wir heute noch in manchem Wappenschild wiederfinden. Man mag über die religiöse Schlussfolgerung, die Wirth aus seinem überaus reichen Material zieht, geteilter Meinung sein; fest steht: „Hermann Wirth hat als erster diese alten Symbole in ein System gebracht.“ (22).

Wir haben vorher gesehen, daß heilige Berge oft dem Wodan geweiht waren, daß Hausmarken, und Wappen (z. B. Abb. 11 und 12) sein Symbol, die Pard-Müne, bewahrten. Wodan, niederdeutsch Wode, war später bekanntlich der Anführer der Wilden Jagd, der Wilde Jäger wurde aber noch in jüngster Zeit in Norddeutschland Hachelberg genannt. Hachelberg, ursprünglich Hachelbernd, ist von J. Grimm durch „Mantelträger“ erklärt, wie auch Odin, der nordische Wodan, einen Mantel trägt. Auf diesen alten Namen weist vielleicht das Wappen des Schweizer Geschlechts von Hagenberg (23) (Abb. 19) hin, das auf dem Dreieberg ein ebenfalls sehr altes Symbol zeigt, dessen Bedeutung, ob runisch oder Baum (aus dem sich der Ahnenpfahl entwickelte), umstritten ist. Der Baum (Ahnenpfahl) auf dem Dreieberg ist uns z. B. in dem Wappen Dieringer (24) (Abb. 20) deutlich erhalten.

Hier ist noch zu ergänzen, daß im Urkanton Schwyz –, und zwar benachbart den Mythen, deren einstige kultische Bedeutung wahrscheinlich ist –, der Berg Hagenegg liegt, also wieder drei Berge beisammen. Als weiteres Beispiel sei auf Godesberg (= Wodesberg) – Rodderberg – Elberg (früher Aulberg, als alte Dingstätte des Auelgäues bekannt). Der dritte (Thridi) war der Drachensfels, der vielleicht dem Wodan geweiht war. Denn der Drache, der Lindwurm der deutschen Sage, ist der germanischen Mythologie nicht fremd. „Die Schlange ist als Eeclentier nicht nur den Germanen bekannt. So tragen denn auch nordische Kultboote auf den Fährern der Toten, auf Wuotan gedeutet (25).“

Keihen wir nun zum Schildbilde „Dreieberg“ zurück, so sehen wir aus den Wappenabbildungen, daß dieser fast immer grün dargestellt wurde. Wiedergaben in Gold und Silber oder Schwarz sind so selten, daß man sie als Ausnahmen außer Betracht lassen kann. Vergleicht man nun die Grundfarbe der Dreieberg-Schilde, so stellt man fast, daß hier drei Farben dominieren, die in der Reihenfolge der Häufigkeit folgen: blau, rot und schwarz. Ist das Zufall, oder können besondere Gründe angeführt werden? Wenn wir den Dreieberg als Darstellung der Dingstätte, des Gerichtes, erkennen, so muß uns in diesem Zusammenhang eine Zeichnung (Abb. 21) aus der Heidelberger Handschrift des Sachsenspiegels (13. Jahrh.) auffallen. „Richter und Urteiler deuten bei der Tagung auf die Sonne, zum Zeichen, daß sie mit dem Urteilspruch bis zu deren Untergange warten müssen.“ Nun verstehen wir den Anlaß für die Grundfarbe der meisten Dreieberg-Schilde. Das Urteil konnte frühestens bei Sonnenuntergang, der den Himmel rot färbt, oder aber bei blauem Abend- oder schwarzem Nachthimmel gefunden werden. Dies wird auch durch viele Städtewappen bestätigt, so z. B. Traunstein (Abb. 22), Sulda (Abb. 23), Stuhlweisenburg (Abb. 24), Jünstkirchen (Abb. 25), ein lebendes Wappen, welches wie ein Landschaftsbild im Vordergrund eine Stadt mit fünf Kirchen, im Hintergrund gegen Rot einen grünen Dreieberg zeigt, dessen höchster Gipfel eine Krone als Symbol der Herrschaft zeigt, wobei Mond und Stern als Attribute des Rechts nicht fehlen. Auch das Wappen der Stadt Raibach (Abb. 26), das auf silbernem Turm einen grünen Drachen zeigt, ist hier zu

nennen. „Es ist nicht der orientalische Drache, der das Böse verkörpert, sondern – wie der chinesische – ein Abbild der göttlichen Ahnen (26).“

Nun noch zwei Familien-Dreieberg-Wappen, die nicht nur das Vorhergesagte weiter erhärten, sondern auch ihres Schildbildes wegen Aufmerksamkeit verdienen. Das Wappen Schüs (27) (Abb. 27) zeigt in Blau auf grünem Dreieberg einen Mannesrumpf, der Aunenstäbe in den Händen hält. Das Wappen Daberzhofen (28) (Abb. 28) bringt in Rot auf grünem Dreieberg einen Ahnenpfahl mit Hausmarke.

Später wurde der Sinn des Dreiebergs nicht mehr verstanden; in jüngeren Wappen der letzten fünf Jahrhunderte handelt es sich also nicht mehr um die Wiedergabe des Gerichtes, sondern um eine Heroldsfigur, während der Dreieberg alter Wappen als Wiedergabe natürlicher Berge als gemeine Figur angesehen werden muß. In dieser späteren Zeit dürften auch die wenigen Dreieberg-Wappen mit goldenem, silbernem oder rotem Dreieberg entstanden sein; in einigen Fällen handelt es sich auch um fehlerhafte Neuzeichnungen alter Wappen.

Ob Wappen wie von Seffingen (29) (Abb. 29) und Zoller (30) (Abb. 30) aus einem Dreieberg-Wappen entstanden sind, kann nicht als erwiesen angesehen werden. Möglich wäre eine solche Entwicklung, wenn man eine Form wie das Wappen Schnell (31) (Abb. 31) als Zwischenstufe erkennt. Es dürfte feststehen, daß der Dreieberg vieler alter Wappen in jüngeren Neuzeichnungen, weil nicht mehr in seiner Bedeutung verstanden, ausgelassen wurde, was den Sinn der Wappen gewiß nicht leichter erkennbar werden ließ. Als modernes Beispiel hierfür mag das Hoheitszeichen der Slowakei, Deutschlands Schutzstaat, dienen: Es zeigte ursprünglich – vgl. Wappen von Ungarn Abb. 6 – in Rot auf grünem Dreieberg ein weißes Doppelkreuz mit goldener Krone am Fuße. Das neue Zeichen des jungen Staates zeigt uns das schwarze Doppelkreuz in weißem Kreis auf rotem Grunde. – Der alte Dreieberg gerät in Vergessenheit, und doch war er Symbol der alten Gerichtshoheit, des eigenen Rügelandes, wie die heilumkämpften Auslandsfäulen in den Städten des frühen Mittelalters, die von den Fürsten regelmäßig dann zerstört wurden, wenn den Städten die eigene Gerichtsbarkeit genommen wurde.

Wilhelm Junk sagt in seinem sonst in mehrfacher Hinsicht sehr wertvollen Buch „Alte deutsche Rechtsmale“ (32). „Die ungewöhnliche Ableitung der Rolandsbilder vom ‚Roten Lande‘ hat bisher so einmütige Ablehnung erfahren, daß sie nicht weiter behandelt zu werden braucht.“ Er bejaht die Frage, ob die Rolande den Paladin Karls des Großen darstellen, in vollster Überzeugung. Nun ist die Ablehnung der von Herbert Meyer zuerst entwickelten Deutung keineswegs so einhellig wie Junk annimmt. Wenn die Auslandsfäulen wirklich Karls Paladin darstellten, so müßten sie in Westdeutschland, im rheinfränkischen Stammland der Karlinger am häufigsten anzutreffen sein. Dort ist aber keine einzige vorhanden gewesen, sondern nur in Niedersachsen, das am längsten germanisch-heidnische Überlieferungen bewahrt hat.

Als weiterer Beleg für die Behauptung, daß der Dreieberg an alte Dingstätten erinnert, sei das Wappen von Heidelberg (Abb. 32) gebracht, wo am „heiligen Berg“ bekanntlich ehedem eine Gau-Dingstätte sich befand.

Einen sicheren Beleg für die Richtigkeit dieser Ausführungen stellt das älteste Siegel von Berlin (Abb. 33) aus dem 13. Jahrh. dar. Es zeigt den Dreieberg, belegt mit dem Adler als Hoheitszeichen der Askaniern, überhöht von einem Gebäude, das als Gerichtsgebäude (mit Schild- und Armesünderturn) angesehen werden muß. Es handelt sich nicht um eine Mauerkrone, die in der Heraldik ein sehr junger Schildaufsatz ist. Es liegt in dem Siegel ganz klar der Dreieberg, die alte Gerichtsstätte des flachen Landes, vor, mit dem das Gerichtsgebäude, also die Gerichtsstätte der Stadt, verbunden ist. „Daß alte, ursprünglich dem im Freien tagenden Gericht eigentümliche Rechtswahrzeichen mit in die Städte genommen werden, ist ja nicht selten.“ (33) Es soll nicht behauptet werden, es handle sich nicht um den Dreieberg, sondern um den in der Kunstgeschichte bekannten Dreipaß, eine Form der Architektur, die als Spitze der Kirchenfenster Anwendung fand. Das könnte nur zutreffen, wenn sich die Wiedergabe oben im Siegel als Überhöhung des ganzen fände. Das ist aber nicht der Fall: auf dem Dreieberg erhebt sich das Gerichtsgebäude.

Ich glaube nachgewiesen zu haben, daß wir im Dreieberg ein sehr altes Sinnbild vor uns

haben, welches auf alte Gerichtsstätten, auf die Eigen-Dingstätten der ältesten Grundherren, hinweist. Ich spreche an dieser Stelle schon die Vermutung aus, daß der Dreißberg in mittelalterlichen Adelswappen altfreie Abstammung dieser Geschlechter bestätigt.

Nachwort:

Vorstehende Arbeit wurde im August 1939 fertiggestellt. Im Oktober 1939 fand der Verfasser – als Feldgrauer im Westen stehend – noch einen Wobansberg in der Rheinpfalz, den Christmann (18) schon behandelt hat und der die vorstehenden Ausführungen bestätigt. Wenn man etwa 10 km südlich des Pfalzstädtchens Kusel nach Nordosten blickt, so fallen die Umrisse dreier Berge auf, von denen der mittlere (und vorderste) Kemigiusberg heißt. Er hat diesen Namen nach dem Bischof von Reims (St. Remi), der nach der Taufe Chlodwigs (im Jahre 496) hier missionierte und dabei das umliegende Land für lange Zeit an sein Bistum brachte. Der Berg trug später ein Benediktinerkloster, von dem auf der Kuppe nur ein Schiff der Kirche erhalten ist und als Pfarrkirche benutzt wird. Auf der Nordostseite erhebt sich die Ruine Michelsburg, die uns den Namen des Berges überliefert, den er trug, bevor er – wahrscheinlich bei Gründung des Klosters (1132) – den heutigen erhielt. Daß der Berg, bevor er Michelsberg geheißen wurde, ein Götterberg war, ergibt sich außer aus den logischen Ausführungen des saarpfälzischen Heimatforschers Christmann, vielleicht auch aus dem Namen des benachbarten Ortes Bodelhausen. Gode ist – wie wir bereits sahen – Wode. Der Berg – oder einer der benachbarten (westlich vom Kemigiusberg liegen Ort und Berg Diddelkopf – ebenfalls an Dies-Ziu erinnernd) – scheint also zeitweilig auch diesen Namen geführt zu haben.

Die Michelsburg ist die Stammburg der Grafen von Welfen, deren Familiengruft sich auf dem Berge in der Kemigius-Klosterkirche auch dann noch befand, als die Burg zerfallen und das Dynastengeschlecht auf anderen Eigen (an der Mosel) residierte. Sehr richtig führt H. Meyer (34) aus: „Und entsprechend . . . finden wir bei den Großen und Edeln des Volkes das Recht des Eigenkirchenherrn über die auf eigenem Grund und Boden errichtete Kirche. Hauskirche und Hauskapelle treten an Stelle des heidnischen Ahnenheiligtums. Sie bilden die Begräbnisstätte des Hauses und enthalten die Ahnengräber aus christlicher Zeit.“ Und als Fußnote 92 führt er als Beispiel an, daß die Grafen von Berg, die ihren Stammsitz, den „alten Berg“, zum Kloster Altenberg gestiftet hatten, die Klosterkirche fernerhin als Erbegräbnis benutzt haben. Daß diese Übung keine ungewöhnliche war, wird durch das Verhältnis der Grafen von Welfen zu der Kemigius-Klosterkirche bei ihrem alten Stammsitz bezeugt.

*) Der Name „Staufen“ ist von einem Worte abzuleiten, das genau dem ags. *steap*, „emporragend, steil“ entspricht; es wird im Beowulf-Epos von der Burg (*steap stambeorh*) und vor allem vom Helme gebraucht (*headosteap helm*, 1245, 2153), „im Kampfe emporragend“. Man könnte hierbei an die Helmszier denken. „Staufen“ und „Stäffel“ (*stapel*) sind sprachlich nicht unmittelbar in Beziehung zu setzen; doch könnte ein „Stauf“, ein „Emporrager“, selbst ein Gerichtswahrzeichen als Pfahl oder als Hügel gewesen sein. „Stoffenberg“ dürfte dem heutigen „Stauffenberg“ entsprechen.

(1) H. Böhlau Verlag, Weimar 1934. – (2) S. 10 ff. a. a. D. – (3) Homeyer, Die Haus- und Hofmarken, Berlin 1870. – (4) Alf. Mevner Verlag, Berlin 1939. – (5) Die Arbeit von J. D. Plassmann, „Die Stufenpyramide“. Germanen 1940/3, S. 91 ff., auf die der Verfasser nach Fertigstellung dieser Arbeit hingewiesen wurde, bringt in der Frage Stäffelsberg-Gerichtsstätte neue und wichtige Aufklärungen. – (6) S. 133 a. a. D. – (7) Geschichte der römischen, jüdischen und bergischen Geschlechter, Köln 1848, Bd. 1, S. 369. (8) Steimel, Wappenforschung und Vorzeitkunde, Germanen-Erbe, Februarheft 1939, S. 54–58. – (9) Herb. Meyer, Menschengestaltige Ahnenpfähle aus germanischer und indogermanischer Frühzeit, Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Bd. 58 (1938), S. 42–68. – (10) Eine nicht mehr bewusste Rückkehr zum menschengestaltigen Ahnenpfahl, vgl. Herb. Meyer, Heerfahne und Holandsbild, Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Phil.-histor. Kl. 1939, S. 485 ff. – (11) Neuer Siebmacher, Bd. V, Teil 7, Tafel 95. – (12) Neuer Siebmacher, Bd. V, Teil 7, Tafel 71. – (13) Neuer Siebmacher, Bd. V, Teil 7, Tafel 70. – (14) Neuer Siebmacher, Bd. V, Teil 7, Tafel 70. – (15) Schweizer Archiv für Heraldik, 1915, S. 143. – (16) Zürcher Wappenrolle, Teil 3, Tafel 55. – (17) Neuer Siebmacher, Bd. V, Teil 5, Tafel 2. – (18) v. Neuenstein, Wappenkunde, Bd. II, S. 231. – (19) Germanen-Erbe,

Augustheft 1939, S. 226–233. – (20) Der Aufstieg der Menschheit, Eugen Dieckhofs Verlag, Jena 1928, S. 284/285. – (21) a. a. D. Text, Tafel 10. – (22) Johann v. Leers, Odal, das Lebensgesetz eines ewigen Deuttschlands, Blut und Boden Verlag, Reichsbauernstadt Goslar, 1939, S. 33. – (23) Mandrot, Armorial Neuchâtel, Tafel 17. – (24) Neuer Siebmacher, Bd. V, Teil 10, Tafel 24. – (25) Herb. Meyer, Das Wesen des Führertums in der germanischen Verfassungsgeschichte, Wien 1938, S. 26. – (26) Herb. Meyer, Das Wesen des Führertums, S. 26. – (27) Alter Siebmacher, Bd. III, Bl. 199. – (28) Spener, Opus heraldicum, Pars specialis, Tafel 20. – (29) Alter Siebmacher, Bd. V, S. 193. – (30) Neuer Siebmacher, Bd. V, Teil 9, Tafel 60. – (31) Stählin, Bader Adels- und Wappenbriefe, S. 91. – (32) Angelfachsen-Verlag, Bremen 1940, S. 182 ff. – (33) Plassmann, a. a. D., S. 96. – (34) Herbert Meyer, Das Wesen des Führertums, S. 31.

Friedrich Leuschner / Eine Kultstätte im Elbsandsteingebirge Beitrag zur Deutung verschiedener Steindenkmäler

Die nachstehenden Ausführungen bringen wir als beachtlichen Hinweis auf die Möglichkeit einer Kultstätte im Elbsandsteingebirge. Wenn auch in solchen Fällen selten sogleich ein vollgültiger Beweis geführt werden kann, so werden die Fragen, die hier sachlich und vorsichtig erörtert werden, doch mit jedem neuen Beitrag einer Lösung zugeführt. Schriftleitung.

Wo hat der vorgeschichtliche Mensch die großen, durch den Lauf der Sonne gegebenen und zum Teil heute noch in unserem Brauchtum verwurzelten Jahresfeste gefeiert? Nach welchem Brauchtum wurden die dafür erforderlichen Kultstätten angelegt? Über diese beiden Fragen kann die religionsgeschichtliche Literatur nur ungenügend Auskunft geben, weil das hierzu erforderliche Beweismaterial sehr lückenhaft ist. Bauwerke fehlen so gut wie ganz. Bodenfunde lassen in den wenigsten Fällen klar erkennen, ob die Fundstelle eine vorgeschichtliche Kultstätte gewesen ist. Ebenso sind altertümliche Sagen und Flurnamen oder eine in christlicher Zeit errichtete Kirche nur selten ein einwandfreier Beweis dafür, daß der Berg, die Quelle, die Waldflur für Kulthandlungen ausgesucht worden sind. Die folgenden Zeilen geben zu den oben genannten zwei Fragen einen Beitrag, der zugleich zur endgültigen Klärung einer zur Zeit nur den Naturwissenschaftlichen interessierenden Streitfrage anregen will.

Die Gebiete Mittel-, Ost- und Westeuropas, in denen Granit, Sandstein oder Buntsandstein in Blockformen, in Türmen und Mauern vorkommen, enthalten zahlreiche Steindenkmäler: 1. schalen- und sitzartige Vertiefungen (über 15 cm Durchmesser), 2. Backelsteine, 3. Blendplatten (nach Berendt gestürzte, schräg- oder senkrechtstehende Platten mit Schalen auf der ehemaligen Oberfläche), 4. Steinfreise und 5. Felsenfenster, die so angelegt sind, daß die Sonne nur an wenigen Tagen und nur zur Zeit des Auf- oder Unterganges hindurchscheinen kann, wobei sie das Fenster auf eine rückwärtige Felsfläche projiziert. Von diesen Steindenkmälern haben nur die schalenartigen Vertiefungen („Opferessel“), zum Teil auch verschiedene Backelsteine, seit über einem Jahrhundert Interesse bzw. zwei vollkommen verschiedene Erklärungen gefunden: 1. künstliche Entstehung in vorgeschichtlicher Zeit, 2. natürliche Entstehung durch Verwitterung. Aus den letzten vier Jahrzehnten liegen von naturwissenschaftlicher Seite für die Entstehung der Schalen mehrere Arbeiten vor (1), die in ihren Ergebnissen zum Teil voneinander abweichen, weil nur kleinere Gebiete und meist nur ein Gestein berücksichtigt werden, und weil die Arbeiten – Jüttner und Gürlich ausgenommen – auf für unsere Untersuchungen unzureichenden Bestandsaufnahmen beruhen. Außerdem geht man stets von der (wenn auch nicht immer ausgesprochenen) Annahme aus, daß der Mensch nicht in Frage kommt, weil 1. zuviel Vertiefungen vorhanden sind, 2. diese in Gegenden vorkommen, die in vorgeschichtlicher Zeit nicht besiedelt gewesen sind, und 3. Bodenfunde fehlen. In der neueren vorgeschichtlichen Literatur fehlt eine umfassende Bearbeitung. Verstreut finden sich Hinweise, daß der eine

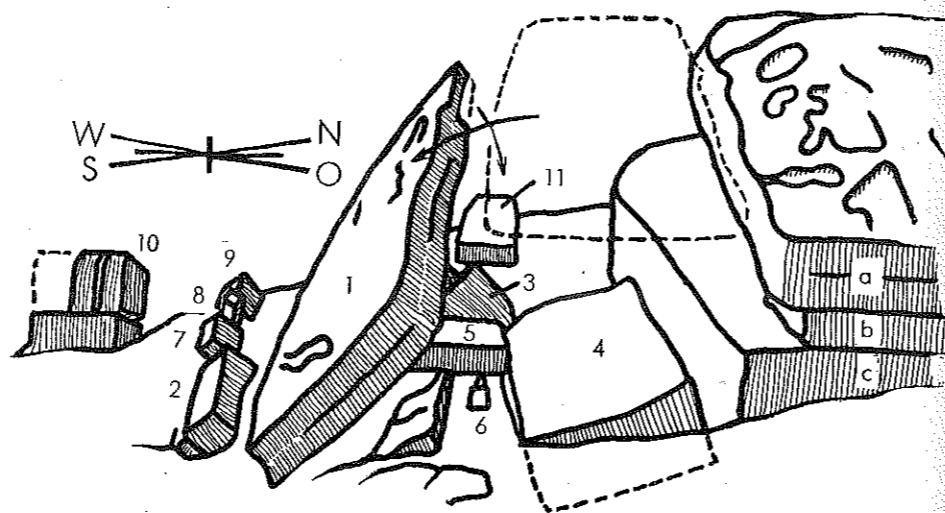


Abbildung 1. Labyrinth Elbsandsteingebirge, Ansicht von SO.

oder andere Stein in vorgeschichtlicher Zeit zu religiösen Handlungen benutzt worden sein könnte, daß vorgeschichtliche Steinmessen beim Bau der Heidenmauer auf dem St. Adlensberg im Elsaß manche Schalen als Wasserbecken angelegt haben könnten u. ä.

An über 1000 Schalen und Eichen des Elbsandsteingebirges habe ich feststellen können (2), daß sie zu etwa 98 v. H. auf aussichtsreichen, meist vorspringenden Felsen vorkommen, welche meist in Richtungen NW über W bis S abfallen. Ganz selten sind Schalen auf Nordwänden vorhanden. Die Längsachse ovaler Vertiefungen sowie die Abflusseinneisen weisen vielfach genau nach den Gleichen oder Wenden der Sonne hin. Bei verschiedenen, sehr unregelmäßigen Vertiefungen, die meist in der Nachbarschaft der anderen Vertiefungen vorkommen, ist zu erkennen, daß sie durch Beseitigung von Zwischenwänden aus mehreren kleinen Vertiefungen entstanden sind. Ihre Form erinnert an handkeramische Hüttengrundrisse. Schalen unter 15 cm Durchmesser, sogenannte Näpfehen, habe ich erst in drei Fällen feststellen können. Sie gruppieren sich um je eine große Schale. In zwei Fällen handelt es sich um fingerluppenartige Vertiefungen, die vielleicht beim Erbohren des Feuers entstanden sind.

Die eigentümlichen Lageverhältnisse der Schalen sowie deren Beziehungen zu bestimmten Himmelsrichtungen kommen auch bei den anderen Steinendenmälern des Elbsandsteingebirges vor. Sie haben in diesem Umfange von anderer Seite noch keine Erklärung gefunden (3). Da ihre Beschreibung zu viel Raum beansprucht, soll hier nur ein besonders anschauliches Beispiel behandelt werden.

Bestandsaufnahme

An der südlichen Grenze des Staatsforstreviers Nikolsdorf (Kreis Pirna) liegt das Labyrinth, ein wegen seiner höhlenartigen Schluchten oft besuchter Felsen. An seiner Südwestecke (4) sind u. a. besonders eigentümliche Felsverschiebungen und Setzungen bemerkenswert (vgl. Abb. 1 und 2). Eine runde 15 m lange, 7 m breite, am Rande 2 m, in der Mitte 3 m starke Felsplatte 1 ruht, nach SW geneigt, auf der kleineren, entgegengesetzt geneigten, mit Blöcken unterbauten und Meißelspuren aufweisenden Schwelle 2. Sie gehört zur obersten Schicht a des nordostwärts vorhandenen höheren Stockwerkes. Dies beweisen ihre Ausmaße, ihre waagerechten Schichtfugen und die Ausbuchtungen an ihrer obersten Kante, zu denen am stehengebliebenen Fels die entsprechenden Merkmale erkennbar sind. Da die Platte 1 in ihrer Mitte am stärksten ist, müßte man annehmen, daß zuerst sie von der darunterliegenden Schicht b abgerückt sei. Bei der späteren Verwitterung von b hätte sie jedoch mehr nach NO liegen

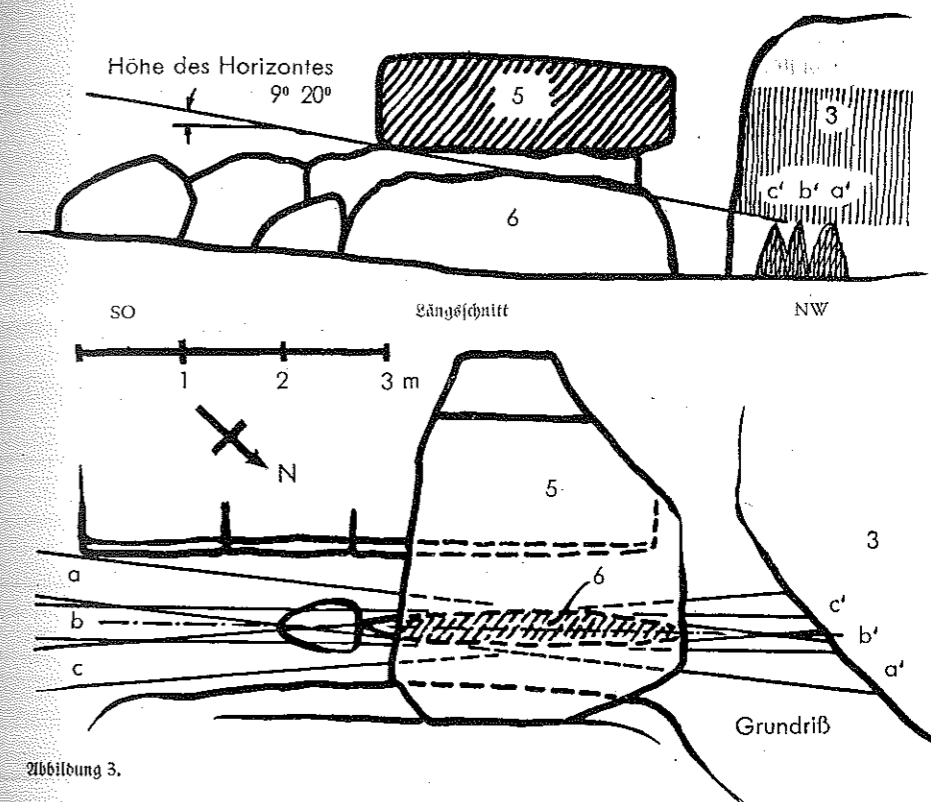


Abbildung 3.

müssen. Ihre jetzige Lage konnte sie nur erhalten, indem sie mit samt den Schichten b und c infolge Unterhohlung der Schicht c gestürzt ist. Von b und c sind nur noch kleine Reste vorhanden, von denen der Block 3 die schwere Platte 1 in ihrem Schwerkraft unterstügt. Block 4 ist nach S geneigt und nicht ganz mitgekommen. Das umgebende Gelände fällt nach S und SW sehr wenig, nach NW dagegen etwa 10 m steil ab.

Unser besonderes Interesse beansprucht ein hinter der Platte 1 befindlicher, genau SO—NW verlaufender 6 m langer grabkammerartiger Gang, der in seiner NW-Hälfte von der 3 m breiten Platte 5 überdeckt wird (Abb. 3 und 4). Diese paßt genau zwischen 1 und 4 und ist selbst sehr eigentümlich aufgelagert. Ihr linkes Auflager A wird durch die nur wenige Zentimeter breite Kante der linken Gangseite gebildet. Da es sich nicht unter dem Schwerpunkt der Platte befindet, und diese rechts bei B nicht auf 4 aufliegt, sondern sich nur anlehnt, müßte sie hier allmählich abrutschen. Dies ist nicht möglich, weil die Platte bei C an der großen Platte 1 hält, und weil 1 durch 3 und 2 festgehalten wird. Es ist ersichtlich, daß die Deckplatte sehr geschickt und mit Überlegung eingebaut worden ist. Wo Felsblöcke durch Naturkräfte verlagert werden, geschieht dies immer ohne Berechnung und Überlegung.

Die 3 m lange, sehr schmale Platte 6 steht senkrecht, fast genau in der Gangmitte und parallel zu den Gangseiten. Sie ist rund 15 cm niedriger als der Gang. An ihrem SO-Ende ist ihr ein etwas breiterer, stützartiger Block vorgesetzt. Tatsache ist nun, daß etwa 30 Tage vor bzw. nach den Gleichen die Sonne mehrere Tage lang, aber nur bei ihrem Aufgang wenige Minuten vollständig durch den Tunnel scheint (5). Dabei projiziert sie, wie Abb. 3 zeigt, die Platte 6 auf den senkrecht stehenden Block 3. An den ersten Tagen ist der Schatten breiter (a), nimmt in den nächsten Tagen bis zur Stärke von 6 ab (b) und dann wieder zu (c). Wir können demnach bei genauer Zählung der Tage eines Sonnenjahres dessen Länge durch Messung der Schatten-

breite auf den Tag genau bestimmen, wobei uns sogar mehrere Tage zur Beobachtung zur Verfügung stehen. Abb. 5 konnte infolge ungünstiger Witterung und Zeitmangel erst 11 Tage später aufgenommen werden. Der Schatten von 6 konnte 3 nicht mehr erreichen, weil die Sonne bei 135° schon etwas über dem Horizont stand.

Eine ähnliche Anlage zur Beobachtung und Messung des Jahresumlaufes befindet sich im Sacellum der Egiernsteine. Zur Sommer Sonnenwende scheint die Sonne ebenfalls für die Zeit ihres Aufganges durch ein rundes Fenster in den einst fast vollständig verdunkelten Raum. In der Literatur wird angenommen, daß zur genauen Zeitbestimmung ein besonderer Punkt am Horizont erforderlich war (Steintischberg) (6). Es bleibt aber unverständlich, warum zu der so einfachen Beobachtung des Sonnenaufganges ein dunkler Raum mit Mundluke notwendig war. Nur Teudt weist daraufhin, daß in dem vierkantigen Loch, das auf dem Ständer sich befindet und das genau in der Sonnenwendlinie liegt, ein scheibelförmiger Schattenweiser gestanden haben könnte. Falls dies zutrifft, konnte die Sonne genau in der gleichen Art wie im Labyrinth die Zeit aufschreiben.

Bei diesem Vergleich fällt auf, daß im Labyrinth die Sonne nicht zur Zeit der Wendan oder Gleichan den Schattenweiser projizieren kann. Dies läßt sich jedoch begründen. Block 4 ist fast genau nach S geneigt, aber nicht ganz mitgekommen. Die Spalte, die ihn vom anstehenden Gestein trennt, verläuft etwa 100° von N nach S gemessen, weicht also erheblich von der Richtung der Spalte ab, die zwischen 1 und dem noch stehenden Massiv der Schicht a bestand. Nun sind noch die schrägliegenden Blöcke 7, 8 und 9 vorhanden (Abb. 1), deren oberste Kanten mit der von 2 in einer Flucht, etwa 105° von N nach S, liegen. Sie bilden zusammen mit 2 ein „Bett“, wie es noch heute in den Steinbrüchen der Umgebung hergestellt wird, wenn eine Wand durch Hohlmachen gefällt wird. Da das Gebäude nach W stärker fällt und das Hohlmachen wahrscheinlich nicht sachgemäß durchgeführt worden ist, hat sich die Platte 1 erst nach S und dann nach SW geneigt. Die unterste Schicht c ist dabei in die Blöcke 3 und 4 zerbrochen. War die Unterhöhlung das Werk weniger Menschen (Gefangener?), so war es nun nicht möglich, die über 500 Tonnen schwere Platte mit den damaligen Hilfsmitteln (Hebebäumen) von SW nach S zu schwenken. Durch die Lage von 1, ebenso durch die SO-NW-Kante von 4, durch den Einbau von 5, vielleicht auch durch die von 1 abgesprengte altarähnliche Platte 11 war man gezwungen, den Schattenweiser in Richtung der Winter Sonnenwende aufzustellen, ohne die Anlage an diesem Tage benutzen zu können.

Unter den Blöcken des Bettes fällt 8 als vierkantig-rechteckig gebrochene Säule auf. Sie ist zwischen 7 und 9 „hineingestellt“ und stammt wahrscheinlich von dem wenige Meter südwärts stehenden Geläuturm 10. An dessen SW-Seite ist ein größerer Block abgesprengt worden. Der restliche Teil besitzt an der SO- und NW-Seite und auf der Oberfläche je eine senkrecht verlaufende Nille (Kerbe), wie sie heute noch vom Steinbrecher in den Sandstein gehauen wird, um Blöcke bestimmter Größe zu spalten. In den Nillen sowie an den anderen Spaltflächen von Gels 10 und auch Gels 2 sind Meißelspuren erkennbar, deren Form auf ein kleines spitzes Werkzeug schließen läßt (Abb. 6). Mittelalterlicher Steinbruchbetrieb kommt für das Labyrinth nicht in Frage, denn Siedlungen und sonstige Steinbauten sind weit entfernt.

Die fast quadratische Platte 11 ist erst nach dem Sturz von 1 abgesprengt worden. Hätte sie sich auf natürliche Art, also durch Spaltenfrost abgelöst, so müßte sie bei der Sturzhöhe von rund 4 m unbedingt zerbrochen sein. Außerdem müßten ihre Stücke mehr nach SW zu liegen. Ihre jetzige Lage konnte sie nur erhalten, indem sie mit Hilfe eines Holzgerüsts aus Steifen, Hebeln und Keilen langsam auf den Erdboden herabgelassen worden ist.

Auf der schrägliegenden Oberfläche der Platte 1 befinden sich sehr altertümliche, unregelmäßige Schalen, die in ziemlicher Anzahl auch auf dem waagerechten Teil der Schicht a (Abb. 7) sowie an anderen, hauptsächlich nach S und W gelegenen Teilen des Labyrinths vorkommen. Auf schräg oder senkrecht gekippten Blöcken sind Schalen sehr selten. Im Elbsandsteingebirge habe ich trotz jahrelangem Suchen erst sieben Platten (Blendplatten) gefunden, die alle in Richtung SSO bis SW geneigt sind. Eine besonders interessante Platte bei Hertigswald (bei Ebnitz) führt den altertümlichen Flurnamen „Hundskirche“. Hier ist eine etwa 5 m

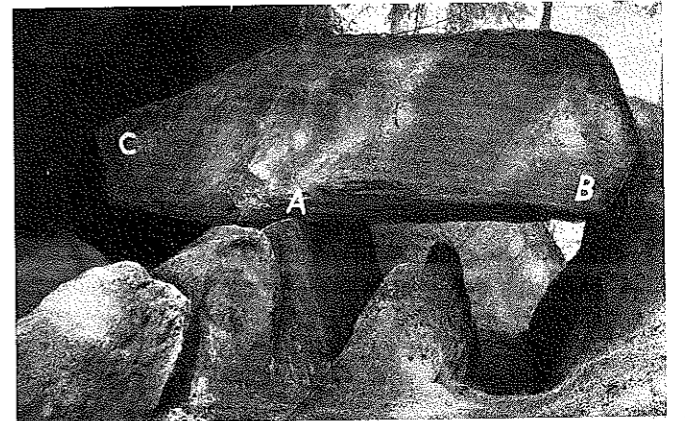


Abbildung 2. Labyrinth, Zerstörte Kultstätte. Blick nach W.

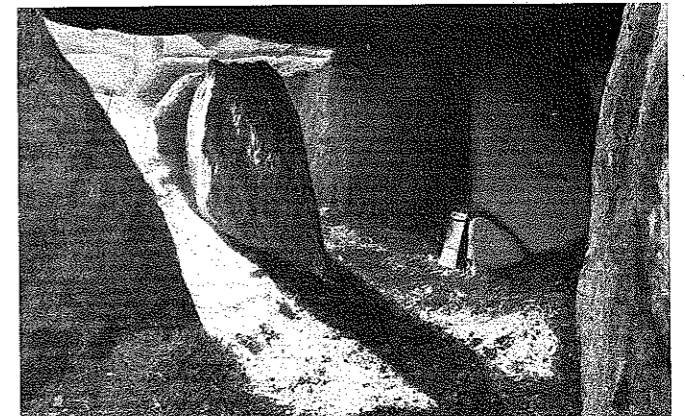


Abbildung 4. Labyrinth, Anlage zur Bestimmung der Länge des Sonnenjahres.



Abbildung 5. Labyrinth, Blick nach SSO. Aufnahme am 4. 3. 1939 8.58 Uhr.

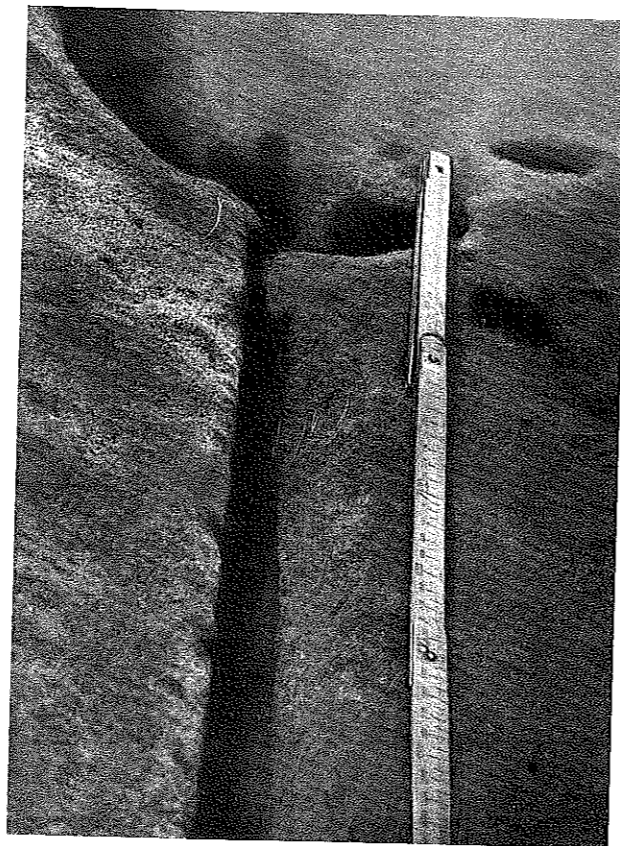


Abbildung 6. Labyrinth, Meißelspuren an einer eingehauenen Nische an Fels 10.

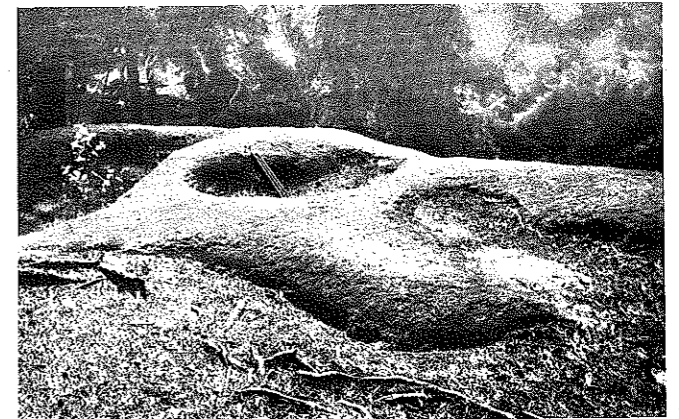
hohe Granitplatte über eine Schwelle gekippt und in den Boden eingelassen (Abb. 8 und 9). Der östliche Teil der ehemals oberen Hälfte ist entfernt, nach W um 90° gekippt und quer vor der Platte über 50 cm tief in den Erdboden eingelassen. Dieser Block paßt mit seinen Abmessungen und seiner Oberflächenform auf das Zentimeter genau in die jetzt vorhandene Lücke. Eine Nachgrabung an seiner SW-Ecke ergab, daß seine jetzige Gesamthöhe der Breite der hinter ihm befindlichen Lücke entspricht. Außerdem war das Erdreich bis auf 30 cm vom Fels weg dunkler gefärbt, was auf künstliche Hinterfüllung bzw. Eingrabung schließen läßt. Zwei ovale Schalen sind vorhanden. — Der Flurname Hundskirche kommt im Raume Pirna-Hirschberg (Sudetengau) zwanzigmal vor (7).

In 17 Fällen werden Berg- oder Felsensporne, die meist nach W vorspringen, zweimal einzelnstehende Felsstürme, einmal die steinernen Umfassungen und der Altarbock eines Quellheiligtums so bezeichnet. Weitere nach S gekippte Blendplatten kommen im Rieser- und Isergebirge vor. Ihre Beschreibung muß einer besonderen Abhandlung vorbehalten bleiben. In den meisten Fällen ergibt eine gründliche Ortsbefichtigung, daß für die Südlage nicht immer der Zufall verantwortlich gemacht werden kann.

Zusammenfassung

In unseren Sandstein- und Granitgebirgen gibt es verschiedene Steindenkmäler, die, soweit sie näher bekannt sind, als Verwitterungsformen, vor Jahrzehnten aber auch als vorgeschicht-

Abbildung 7. Labyrinth, stark unregelmäßige Schalen auf dem Felsengebliebenen Teil. Blick nach S.



liche Kultstätten erklärt worden sind. Die vorliegende Beschreibung eines Teiles des Labyrinths im Elbsandsteingebirge soll zeigen, daß auf Grund einer genauen Bestandsaufnahme die Annahme einer Kultstätte berechtigt ist. Im Labyrinth ist eine große, mit altertümlichen Schalen versehene Platte durch Unterhöhlung in Richtung SW auf ein zuvor aufgebautes Bett (Lager) gekippt worden. An ihre Stelle ist ein grabkammerartiger, überdeckter Gang mit einem Schattenweiser so eingebaut worden, daß die Sonne an einigen Tagen des Jahres, aber nur während ihres Aufganges, den Schattenweiser in täglich wechselnder Breite auf eine rückwärtige Felswand projiziert. Wir können somit die Länge eines Sonnenjahres feststellen. Verschiedene Felsen zeigen Merkmale (Meißelspuren, Nissen und Spaltflächen), die beweisen, daß (vorgeschichtliche) Steinbrecher die Felsen gespalten haben. Auch die Lagerverhältnisse der Schalen erscheinen gewollt und sinnvoll, so daß es nicht angeht, nur von natürlichen Verwitterungsformen zu sprechen, zumal die hier angeführten Beobachtungen nicht einmalig sind.

Auswertung

Die Felsverschiebungen und -zerstörungen im Labyrinth finden durch die folgende Annahme eine Erklärung. Das Labyrinth bildet unter den Tafelbergen des Gebirges infolge seiner höhlenartigen Gänge und Gassen ein nicht wieder zu beobachtendes Beispiel einer uralten, gleichsam von Gott gebauten Stadt. So ist es denkbar, daß vielleicht schon jungsteinzeitliche Menschen, die als erste Bauern die Kraft und Gewalt der Sonne über ihr Leben spürten, diese Stelle zu einer der ersten Kultstätten des Gebirges bestimmten. Nach Jahrhunderten oder wohl eher Jahrtausenden sind Menschen anderer Rasse gekommen, geistig stärker und in ihrem religiösen Leben freier und selbstbewußter. Sie haben den vielleicht wichtigsten SW-Teil der Kultstätte durch Unterhöhlung zerstört und haben dort für ihre Zeitmessung eine himmelskundliche Beobachtungsstätte errichtet. Infolge der Schrägstellung der Platte konnten die altertümlichen Schalen nicht mehr benutzt werden, wohl aber scheint die Sonne für alle Zeiten auf ihren Grund, was durchaus sinnvoll gewesen sein mag. Mit dieser außerordentlich gewagten Annahme müssen wir uns bescheiden. Alles Detail, alles Fragen nach den Menschen, ihrem Brauchtum und vor allem nach der Zeitstellung der Ereignisse kann erst geklärt werden, wenn umfassende Grabungen ausgeführt werden, die höchstwahrscheinlich nur einige Merkmale für künstliche Bodenbewegungen und kaum Bodenfunde liefern werden. 1. Auf bzw. am oberen Rande der Felsen liegt kein oder nur allerjüngster Verwitterungsboden. 2. Am Fuße der Felsen fließt der sich ständig erneuernde Schutt fortgesetzt abwärts, wobei etwaige Fundschichten bald verschleppt werden. 3. Der vorgeschichtliche Mensch wird auf seinen Wallfahrten in diese Steinlandschaften nur das Notwendigste an Keramik und Gerät mitgenommen haben.

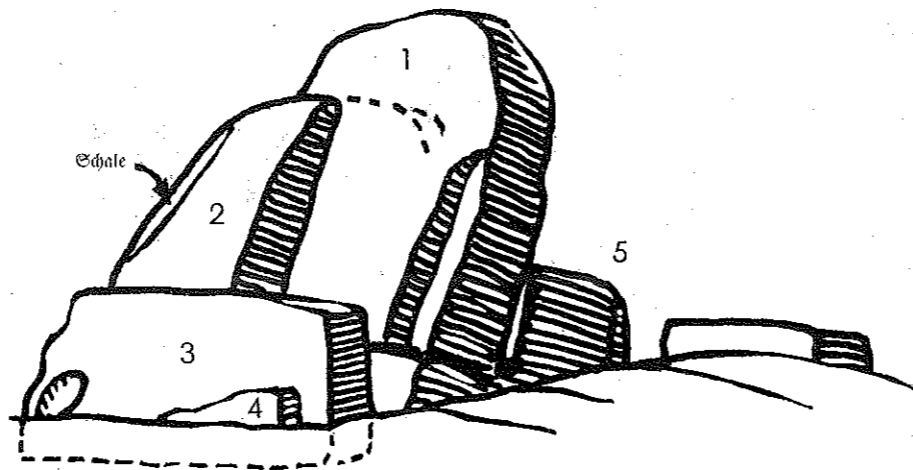
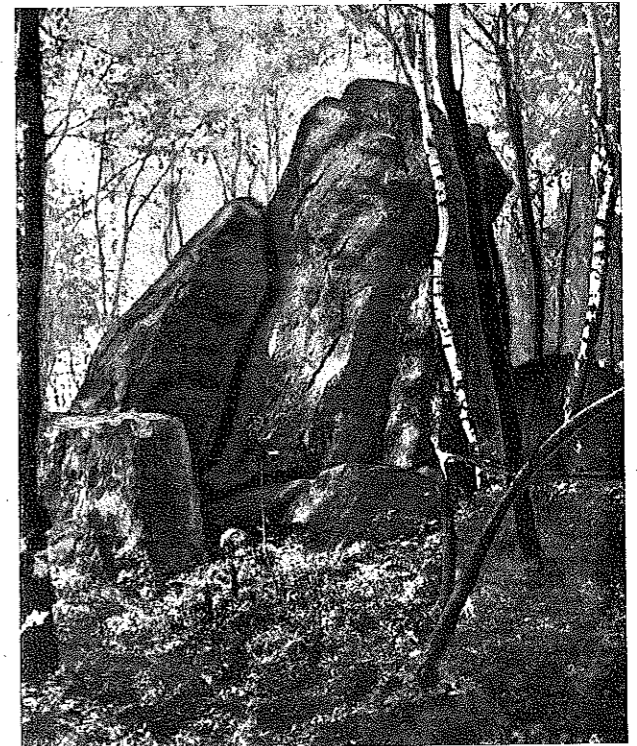


Abbildung 8. Hundsfirke bei Hertzigsalbe. Ansicht von SO.

Er hat hier nicht gesiedelt und hier seine Toten nicht bestattet. Diese geweihten Stätten wird er nur an wenigen Tagen des Jahres aufgesucht haben. Was er an Erstlingsgaben in die Schalen gelegt oder in ihnen verbrannt hat, wird der Wind verweht haben. 4. Kommen Bodenfunde zum Vorschein (8), so sind sie für den Zweifler doch nur ein Beweis dafür, daß vorgeschichtliche Menschen dagewesen sind, um vielleicht – zu jagen, aber nicht, um in Schalen zu opfern. So sind es vorerst nur die Steine, die in stummer, aber eindringlicher Sprache darauf hinweisen, daß neben den Kräften der Natur auch Menschen an ihnen gestaltet und zerstört haben. Wer sich noch nie mit derartigen Steindenkmälern befaßt hat, wird unsere Annahme für ein Hirngespinnst halten. Weil Bodenfunde fehlen, weil man aus Bodenfunden so wenig über die Beziehungen des vorgeschichtlichen Menschen zum Wald, zu Bergen und Felsen herauslesen kann, vor allem aber, weil vor Jahrzehnten Arbeiten erschienen sind, die zwar zum Teil gute Beschreibungen und Beobachtungen enthalten, aber in ihren Schlussfolgerungen von blutrünstigen Opferpriesterinnen u. ä. schwärmen, deshalb wird unsere Annahme abgelehnt werden. Die Mitten und Meißelspuren könnten auch von einem mittelalterlichen Steinbruchbetrieb stammen, die Felsverschiebungen wären das Werk irgendwelcher rätselhafter Naturkräfte. Wer dieser Meinung ist, hat aber auch die Verpflichtung, 1. zu zeigen, auf welche Weise die Natur derartige Steindenkmäler aufgebaut und zerstört hat, und 2. den Gegenbeweis dafür zu erbringen, warum der vorgeschichtliche Mensch auf keinen Fall in Frage kommt. Gelingt dies nicht, dann stehen wir ganz im Anfang einer gewaltigen Aufgabe, deren Ergebnisse sich noch kaum übersehen lassen, wohl aber unser Wissen über den vorgeschichtlichen Menschen weitgehend beeinflussen werden. Die Erkenntnis, daß Menschen im Elbsandsteingebirge und demnach in zahlreichen anderen Gebirgen (Miesengebirge, Sächsisches Gebirge, Harz, Teutoburger Wald, in Südböhmen usw.) Kultstätten errichtet haben, verpflichtet uns, alles daran zu setzen, in einheitlich geleiteter Gemeinschaftsarbeit die Bestände aufzunehmen, ihre Bedeutung und Zeitstellung durch umfassende Grabungen festzustellen, und vor allem, in der Allgemeinheit die Ehrfurcht zu erziehen, mit der diese nationalen Heiligtümer vor Jahrtausenden betreten wurden.

Abbildung 9. Hundsfirke bei Hertzigsalbe. Ansicht von SO.



(1) Die wichtigsten Arbeiten sind: Blanck, E., in: Intern. Mitteilungen für Bodenkunde, 9 (1919), S. 32–71 und 179–234. – Derf.: Handbuch der Bodenkunde, 2 (1929), S. 266–275. – Gülich, E.: Die geologischen Naturdenkmäler des Riesengebirges. Beiträge zur Naturdenkmalspflege, IV, 3 (1914). – Häberle, D., in: Geolog. Rundschau, Sonderband, 1933, S. 167 ff. – Derf., in: Bad. Geolog. Abhandlungen, 6 (1934), S. 17 ff. – Jüttner, R., in: Zeitschrift für Geschichte und Kulturgeschichte Schlesiens, 18 (1924/25), S. 33–55. – Kessler, P., in: Geolog. Rundschau, 12 (1922), S. 237–270. – Kschek, A., in: Zeitschrift des Mähr. Landesmuseums, 6 (1906), S. 235 bis 290. – Seifert, A., in: Sitzungber. u. Abh. d. Naturwiss. Ges. Jhs in Dresden, Jg. 1935 (1936), S. 136–152. – (2) Einiges Material in: Über Berg und Tal. Monatschrift. d. Gebirgsf. für die Sächs. Schweiz (1937), S. 36 bis 38. – (3) Sgl. Jedoch Neues Jahrbuch für Mineralogie, Jg. 1938, Referate Teil 2 (1938), S. 501 f. – Die von Walther Behl im Mannus 1939, S. 64, beschriebene „Opferstätte“ aus einer Kulefalte auf Island ist sicher ein Rudiment unserer schalenartigen Vertiefungen. Auffällig ist, daß die Abflusssrinne nicht so tief ist wie die Schale, ein Merkmal, das wir bei fast allen mit Abflusssrinne versehenen Schalen feststellen. – (4) Genaue Lage auf Meßst. 5150 (1937): rechts = 31 930, hoch = 39 650. – (5) Der genaue Tag, an dem die Sonne in der Achse des Tunnels aufgeht und voll durch ihn scheint, wird sich wahrscheinlich nicht genau feststellen lassen, weil in der Achse der Horizont infolge eines (absichtlich?) gestützten großen Felsens einige Minuten höher liegt als selenarisch. Herr Landmesser Duas (Pina), dem ich auch an dieser Stelle für seine Bemühungen danke, hat für eine 100 nördlich liegende, dem alten Horizont entsprechende, etwa 50 m entfernte Scharte den Höhenwinkel mit 90° 20' und die Richtung der Tunnelachse mit 135° (ohne Berücksichtigung der Mißweisung) gemessen. Verwendet wurden ein Einminutentheodolit und ein sehr empfindlicher Kompaß. – (6) Hopmann, J., in: Mannus 1935, S. 143 ff. – Andree, J.: Die Externsteine 1936, S. 35 f. – Teubt, W.: Die Externsteine 1934, S. 16 und 34 ff. – Franzen, A., in: Germanien 1934, S. 234 ff. u. a. – (7) Genaue Beschreibung der Fluren im Nachrichtenblatt für deutsche Flurnamenkunde, 6 (1937), Heft 3, S. 17–30. – (8) Bodenfunde erwähnen: Needon, A., in: Jahreshefte der Ges. für Anthropol. und Urgesch. der Oberlausitz, 2 (1905), S. 21–24. – Mosch, R. J., in: Neues Laus. Magazin, 32 (1855), S. 286. – Schauer, E., in: Petros, Prag, 85 (1937), S. 8. – Kschek, A. a. O., S. 247, Ann. 1.

Die Zundgrube

Anpflanzung von Bäumen als Pflicht der Markgenossen. Im Rahmen des Forschungs-
werkes „Wald und Baum“ hat das von mir
geleitete Deutschrechtliche Institut (Wald
Godesberg, Sitzungsfr. 16) die Aufgabe über-
nommen, das in den mittelalterlichen Weis-
tümern überlieferte Material über Wald und
Baum zu sammeln und durch Veröffentlichung
allgemein zugänglich zu machen. Das Insti-
tut würde Hinweise auf Holzweistümer, die
an versteckter Stelle oder überhaupt noch
nicht gedruckt sind, dankbar begrüßen.
Eine Sonderfrage, über die weiteres Mate-
rial dringend erwünscht ist, sei im folgenden
kurz behandelt: die Pflicht der Markgenossen,
durch alljährliches Anpflanzen und Betreuen
junger Bäume „die Mark zu bessern“. Die
bisher bekannten und anschließend im Urtext
und in moderner Übertragung veröffentlich-
ten Belege entstammen sämtlich dem Bereich
Osnabrück-Lingen-Münster und dem knap-
pen Jahrhundert von 1576 bis 1671. Das
könnte darauf deuten, daß der Brauch ver-
hältnismäßig jung und örtlich begrenzt war.
Wer kennt ältere Bestimmungen gleicher Art?
Kurfürst August von Sachsen (1553–1591)
hat nach der Angabe von Conrad Sturm-
hoeft*) „den schönen Brauch verfügt, daß
jedes neuvermählte Paar zwei Obstbäume
setzen mußte. Das nötige Material hierzu
kam aus den Baumschulen zu Stolpen und
aus dem Ostvornwerke“. Auch Parallelen
hierzu wären von Interesse. Dagegen er-
streckt sich unsere Untersuchung nicht auf den
bekannten Volksbrauch, bei der Geburt eines
Kindes für dieses ein Bäumchen zu pflanzen.

Holtings-Register in der Pippinshuser und
Eyelschuser Markede. 1576. (Vgl. J. S. Pi-
per, Historisch-juridische Beschreibung des
Marken-Rechtes in Westfalen, Halle 1763,
S. 223 f.).

Gefragt: Womit die Markgenossen jäh-
rlich die Marke bessern.

*) Illustrierte Geschichte der Sächsischen Lande, Bd. II,
1, Leipzig 1908, S. 221 (Mitteilung von Dr. G. Ullrich).

Darauf eingebracht: Ob wol in alten Zeiten
von jeden Zullspenniger jährlich 3 Potten
gesetzt sein worden, so setzen sie doch isunder
jährlich um Michaelis wol fünff Potten, da-
mit sie also die Mark zu bessern und nicht zu
verwüsten gedenden.

Darauf ihnen von den Holzgrafen befohlen,
in deme also fortzufahren, und die Maet-
Leute fleißig Aufsicht haben solten bey ihren
Eiden, damit ein jeder also seine Potten setzen
möge.

(Gefragt: Womit verbessern die Markgenos-
sen alljährlich die Mark?)

Darauf vorgebracht: Obwohl in alten Zeiten
von jedem Vollspännigen alljährlich 3 Pflanz-
linge gesetzt worden sind, so setzen sie doch
jezt alljährlich um Michaelis wohl 5 Pflanz-
linge, womit sie also die Mark zu verbessern
und nicht wüßt werden zu lassen beabsichtigen.
Darauf ihnen von den Holzgrafen befohlen,
mit diesem also fortzufahren, und solten die
Maet-Leute fleißig Aufsicht halten bei ihrem
Eide, daß ein jeder also seine Pflanzlinge
setzen möge.)

Nortrupper Mark-Geding. 1577. (Vgl. J. Fr.
A. Eodtmann, De iure Holzgravalis praeser-
tim in episcopatu Osnabrugensi, Lemgo 1770,
S. 177.)

Item, ein vulwarich Erbe sal alle Jaer setten
unnd ein jeder by sinen Ehnde to setten plich-
tich sein up einen Dach, wan guide Plantel-
tidt is, de innen de Schultte und Maellide,
auch veler andere Markgenotten, de dar dein-
lich to sein, ernennen solten, wiff guide un-
strafbare eiden Zelgen, unnd ein halbwarig
Erbe dre Zelgen, alles to Verbetterunge der
Mark.

(Ferner: Ein vollberechtigter Erbsitzer soll alle
Jahre setzen und ein jeder an seinem Ort zu
setzen verpflichtet sein an einem Tag, wenn
gute Anpflanzzeit ist, die ihnen der Schult-
heiß und Malleute, auch vier andere Mark-
genossen, die dazu geeignet sind, benennen
sollen, 5 gute untadelige Eichen-Setzlinge,
und ein halbberechtigter Erbe 3 Setzlinge,
alles zu Verbesserung der Mark.)

Verkehrs-Artikel der Hovseler Markenge-
nossen auf dem Nothhölting. 1580. (Vgl. J.
Niesert, Beiträge zu einem Münsterischen Ur-
kundenbuche, 1 II, Münster 1823, S. 147.)

Widers verhort und verabscheidet, dat jar-
lich ein jeder Erffmann up der Wahr vyff
eiden oder boecken Zelgen van synen eigenen
Zelgen, wie besser beschehen, tor rechter Tydt
in de Marke potten ... soll, by Verluß einer
poena van vyff Mark.

(Des weiteren verordnet und verabschiedet,
daß alljährlich ein jeder Erbmann auf Grund-
besitz 5 eichene oder buchene Setzlinge von
seinen eigenen Setzlingen, wie bisher ge-
schehen, zu rechter Zeit in die Mark pflanzen
... soll, bei Verlust einer Geldstrafe von
5 Mark.)

Holtings Instruction der Graeffschap und
Heerlickheyt Eingen. 1590. (Vgl. J. Fr. A.
Eodtmann, angeführten Orts, S. 74.)

En soo men diewyls bevinet, dat veel Potten
sleyn gesett worden en daer dor vergaen, sal
een vber nur voortaan syne gesettede Potten
ofte Hesters wachten en waeren en in dat
derde Bladt leveren, op Poene en Breucke al-
les van eenen gelycken Gulden.

(Und da man oftmals befindet, daß viele
Pflanzlinge klein gesetzt worden und dadurch
eingehen, soll ein jeder nun fortan seine ge-
setzten Pflanzlinge oder Bäumchen bewa-
chen und bewahren und zur dritten Belau-
bung liefern, bei Geldstrafe und Brüche je-
weils von einem vollwichtigen Gulden.)

Conceptum ordinationis Holzgravalis Osa-
brugensis. 1671. (Vgl. J. Fr. A. Eodtmann,
angeführten Orts, S. 102.)

Und welchen also ein Stücke Zimmer-Holz
zu seiner Nothdurfft angewiesen, soll zu rech-
ter Zeit des Jahrs mit dreyen tüchtigen eichen
Potten den Stamm wieder bepflanzen und
wenigstens ins dritte Laub liefern, maßen
derjenige, so die Pößen zu setzen verabsäumen
würde, dessentwegen gebührend anzusehen
und die Poßung gleichwohl zu verrichten
schuldig und gehalten seyn soll.

(Und welchem also ein Stück Bauholz zu sei-
nem Bedarf angewiesen, der soll zu rechter
Jahreszeit mit drei tauglichen eichenen
Pflanzlingen für den Stamm Ersatz pflan-
zen und wenigstens zur dritten Belaubung
liefern, wobei derjenige, der die Pflanzlinge
zu setzen verabsäumen würde, deswegen ge-
bührend zu verurteilen und die Pflanzung

gleichwohl vorzunehmen schuldig und gehalten
sein soll.)

Kindlingers Handschriftlicher Nachlaß, Band
37, S. 152. (Vgl. Jacob Grimm, Deutsche
Rechtsaltertümer, 4. Aufl., Bd. 2, Leipzig
1922, S. 49.)

Für jeden Stamm sollen zwei bekliebene Hei-
stern gepottet und ins dritte Laub geliefert
werden.

(Für jeden [gefällten] Stamm sollen zwei
wurzelnde Bäumchen gepflanzt und zur drit-
ten Belaubung geliefert werden.)

Kindlingers Handschriftlicher Nachlaß, Band
35, S. 399. (Vgl. Jacob Grimm, angeführ-
ten Orts, S. 49.)

... statt der versorten Zelgen bekliebene liefern.
(... anstatt der verborrenen Setzlinge wur-
zelnde liefern.) Karl August Eckhardt.

Aus der Landschaft

Die Religion in der Vorgeschichte Böhmens.

In der vorgeschichtlichen Abteilung des Na-
tional-Museums in Prag hat deren Leiter,
Dr. J. Neustupný, zur Zeit eine Ausstellung
eingerrichtet „Die Religion in der Vorge-
schichte Böhmens“. In dieser wurden alle
Zundstücke (teils auch in Abgüssen) aus Böh-
men und Mähren zusammengestellt, bei denen
eine Beziehung auf den Kult anzunehmen ist.
Zundstücke aus anderen Gegenden wurden
allein aus der paläolithischen und der ger-
manischen Zeit mit aufgestellt, da die in Böh-
men und Mähren gefundenen Stücke nicht zu
einer Verdeutlichung der religiösen Ausdrucks-
formen der betreffenden Kultur ausreichen.
Das Ergebnis dieser Ausstellung ist über-
raschend, obwohl bewußt auf alle Theorien
und Hypothesen verzichtet wurde. Mit größter
Deutlichkeit treten die kennzeichnenden Kult-
gegenstände der einzelnen Kulturen, die je-
weils getrennt für sich aufgestellt sind, in Er-
scheinung. Es liegt nun einmal an der Art der

Bodenfunde, daß wir aus ihnen zunächst einmal nur Rückschlüsse auf den Grabkult gewinnen können. Hinzukommen dann Amulette und ähnliche Zeugnisse des Volksaberglaubens oder der Medizin, einzelne Sinnbilder und bestenfalls einige Kultbilder aus Siedlungs- oder Depotsfunden. Sollte dann das Glück besonders groß sein, tritt noch ein Kultplatz hinzu. Dieser sehr beschränkte Ausschnitt aus dem vielgestaltigen religiösen Leben der alten Völker läßt nur mühsam einen Durchblick auf dieses zu, vor allem, da innerhalb einer Kultur die auf einen Kult bezüglichen Gegenstände nicht einmal ausreichen, um diesen völlig klar erkennen zu können.

Es ist nun das Überraschende, daß trotz all dieser Schwierigkeiten und Beschränkungen in den einzelnen Kulturen gewisse Kultformen ganz besonders stark in den Vordergrund treten. Obwohl man nicht in den üblichen Fehler verfallen darf, die eventuell viel größere Bedeutung derjenigen Kulte zu übersehen, die überhaupt keine Spuren in dem Fundmaterial hinterlassen haben, so tritt trotzdem die Wichtigkeit eines mit einer Frauengöttin verbundenen Kultes in der Wandkeramik, die kultische Bedeutung des Kindes und der Doppelgatt in derselben Kultur deutlich in Erscheinung. In der Lausitzer und der Knovitzer Kultur fallen besonders das goldene Kultbeil, die Seelenlöcher bei den Achenurnen, die Kultgefäße und Tonklappen auf, während die Kulturen der Hallstattzeit (Bylaner und Plateniger) durch die Mondidole in verschiedener Größe aus Gräbern und Siedlungen, durch Kultwagen und zahlreiche Amulette ausgezeichnet sind. Die La-Tène-Zeit ist wie üblich durch Amulettanhänger in Menschen-, Tier- und Symbolgestalt charakterisiert. Aus germanischer Zeit sind besonders die Stierfiguren aus Bronze, die drei- und vierarmigen Tonlampen, die Räucherständer und die Hakenkreuze auf Gefäßböden (die an die alte Tradition der eingeritzten Kreuze auf den Böden von Grabgefäßen anschließen) bemerkenswert.

Obwohl eine Anzahl Zeichnungen den einzelnen Kulturen beigegeben sind, die zum Teil nicht ausgestellte Fundgegenstände, zum Teil Planisfiguren von Kultplätzen u. ä. darstellen, so wäre es vielleicht wünschenswert gewesen, den wichtigeren Gegenständen jeweils eine

Zeichnung der Fundumstände beigegeben, wodurch eine Vorstellung von der eventuellen Verwendung möglich gemacht worden wäre. Auch hätten Karten der verschiedenen Typen, aus denen deren Entstehung, Verbreitung und Zeitdauer ersichtlich wäre, die Vorstellung von der Entwicklung der Kultformen im böhmisch-mährischen Gebiet noch vertiefen können. Trotzdem muß die Ausstellung als ein bemerkenswerter Versuch gewertet werden, das einschlägige Fundmaterial für die Erforschung der geistesgeschichtlichen Zustände der vorgeschichtlichen Zeiten zur Verfügung zu stellen. Man kann deshalb eine Nachahmung in anderen Landschaften des Reiches nur dringend empfehlen. Auch dem Sachmann geben solche Ausstellungen von oft sehr zerstreut publizierten und aufbewahrten Funden wichtige Anregungen und Vergleichsmöglichkeiten, davon zu schweigen, daß die besten Abbildungen die Anschauung nicht ersetzen können.

Die Zusammenfassung der böhmischen und mährischen Funde ist allerdings deswegen noch besonders interessant, weil in diesen Landschaften in den vorgeschichtlichen Jahrtausenden Kulturströme aus allen Teilen Europas zusammenfloßen. Man kann deshalb nur wünschen, daß die Ausstellung noch bis zum Einzug friedlicherer Zeiten offen gehalten wird, damit sie in stärkerem Maße als bisher von Wissenschaftlern besucht werden kann. Als Anregung wäre noch zu empfehlen, einen Katalog mit Abbildungen, Fund- und Literaturberichten aller aufgestellten Stücke, in oben erwähnter Richtung ergänzt, herauszubringen, wodurch die Ausstellung einen dauernden Nutzen und weitere Wirkungsmöglichkeit gewinnen würde. Hanns-Jörg Boeder.

Die Bücherwaage

Hermann Benzel und Bruno Ketelsen: „Flur, Dorf und Haus im Grenzschpitzel Medebach“ (Schriften zur Volksforschung Schleswig-Holsteins). Herausg. v. Prof. Dr. Otto Scheel,

Band 5, Verlag Heimat und Erbe, Glensburg. Heimatkundliche Untersuchungen, die sich auf die Erforschung eines engen Raumes beschränken und hier in die Tiefe aller Einzelheiten eindringen, haben zunächst die größte Bedeutung für das Dorf, in diesem Fall für das Kirchspiel selbst. Sie geben den Menschen in diesem Dorf das Bewußtsein einer erfüllten und bedeutungsvollen Vergangenheit; sie lehren sie, ihre engere Heimat bewußter zu erkennen und mit Stolz auf ihre eigenen und ihrer Väter Leistungen zu blicken. Darüber hinaus aber erfüllen sie in vielen Fällen auch eine größere wissenschaftliche Aufgabe, indem sie zur Klärung umfangreicher wissenschaftlicher Fragen eines bestimmten Bereichs beitragen. Das darf man von dieser sehr zuverlässigen und fleißigen Arbeit über das Kirchspiel Medebach mit gutem Gewissen feststellen: sie gibt im Ganzen, und besonders in einzelnen Teilen, wesentliche Beiträge für die wissenschaftliche Kenntnis der Dorfform und des Bauernhauses in Schleswig. Sie zeigt an einem Beispiel, wie sich Flur und landwirtschaftliche Betriebsweise in der schleswig-holsteinischen Geest entwickelt haben. Dabei wird als wichtiges Ergebnis festgestellt, daß die Grundlagen für Dorf und Haus germanisch und westgermanisch sind und daß Anregungen für die spätere Entwicklung nicht aus Dänemark, sondern im wesentlichen vom Süden her kamen. H. Lorenzen.

Emil Bächler: Das alpine Paläolithikum der Schweiz. Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz. Herausgegeben von der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte, Band II. Nr. 4^o. 263 Seiten. Mit 135 Abbildungen auf 115 Tafeln. Verlag E. Birkhäuser & Cie., Basel 1940.

Als die reife Frucht einer Lebensarbeit im wahren Sinne des Wortes legt E. Bächler in diesem stattlichen Band, dem eine 115 Tafeln enthaltende Bildermappe beigelegt ist, eine erschöpfende Zusammenfassung der bereits in mehreren Arbeiten veröffentlichten Ergebnisse seiner rund vier Jahrzehnte währenden Forschungstätigkeit in Höhlen in den Kantonen St. Gallen und Appenzell vor. Die Entdeckung einer primitiven Kultur im Wildkirchli im Jahre 1904 lenkte mit einem

Echlage die Altsteinzeitforschung in eine völlig neue Bahn, denn bis dahin hatte man kaum ernsthaft an die Möglichkeit gedacht, daß die Alpen in den Lebensraum des diluvialen Menschen einbezogen waren. Auf die Grabungen im Wildkirchli folgten weitere Entdeckungen, von denen der Nachweis menschlicher Niederlassung in dem in 2445 m Höhe gelegenen Drachenloch ob Bättlis im Saminatal das größte Aufsehen erregte. Die Berechtigung, von einem „Alpinen Paläolithikum“, wie E. Bächler die in diesen Höhlen aufgefundene Kultur nannte, zu sprechen, wurde vielfach bestritten, doch haben Untersuchungen in Höhlen in anderen Gebieten der Alpen, vor allem in der Potzneit-Höhle in den Karawanken und in der Drachenhöhle bei Mignitz in Steiermark erwiesen, daß man mit altsteinzeitlichen Kulturen in den Hochalpen zu rechnen habe, die von Menschen getragen waren, deren Nahrungsvorsorge und Lebensweise vorwiegend die Jagd auf den Höhlenbären bestimmte. E. Bächler gibt nicht nur eine ausführliche Darstellung seiner langjährigen Grabungen im Wildkirchli, im Drachenloch und im Wildenmannsloch (in der Gruppe der Churfürsten), sondern geht auch auf alle Probleme ein, die sich an den Begriff „Alpines Paläolithikum“ knüpfen. Breiter Raum ist der vielerörterten Frage gewidmet, ob die Knochen eiszeitlicher Tiere aus Höhlen, die Kantenverrundung und Glättung bis zum Hochglanz aufweisen, als Geräte angesprochen werden dürfen. Der Verfasser beharrt entschieden auf dem von ihm von jeher vertretenen Standpunkt, daß diese Veränderungen nur auf den Gebrauch durch den Menschen zurückgehen können. In letzter Zeit wurde von verschiedenen Seiten, z. B. auf Grund umfassender chemischer und mechanischer Versuche die Beweisraft der von E. Bächler, R. Hörmann u. a. geltend gemachten Kriterien bezweifelt. Wie dem auch sei, jedenfalls erscheint es undenkbar, daß der Mensch, dessen Anwesenheit in mehreren Alpenhöhlen (außer den drei von Bächler eingehend untersuchten) hinreichend gesichert ist, nicht Knochen zu verschiedenen Verrichtungen herangezogen haben sollte, am meisten wohl zur Bearbeitung der Felle erlegter Tiere, die Bächler, gestützt auf Gutachten des Gerbereifachmannes A. Gansser (Basel), für die

Anfänge der Gerberei („Primitiv-Gerberei“) anspricht (vgl. dazu H. Obermaier in „Forschungen und Fortschritte“ 16, 1940, S. 89, der weitere Hinweise erbringt). Wie aus den zeitweise mit ziemlicher Leidenschaft geführten Auseinandersetzungen hervorgeht, dürfte es kaum möglich sein, das Problem, ob und in welchem Umfange in altpaläolithischen Kulturen in Mitteleuropa Knochengewebe in Verwendung standen, in einer allgemeingültigen Weise zu lösen. So haben z. B. die von H. Zapfe (Wien), angestellten Versuche gezeigt, daß durch den Hyänenfraß Knochen in einer geradezu gesetzmäßigen Weise Formen annehmen können, die mit den von R. Hörmann und E. Bächler herausgestellten Typen übereinstimmen (Palaeobiologica 7, Wien 1939, S. 111–146). Nach Bächler scheidet aber Tierfraß für die Formgebung der Knochen in den von ihm untersuchten Schweizer Höhlen aus; dieser ist aber für andere Höhlen in Betracht zu ziehen, z. B. für die Teufelskuck bei Eggenburg in Niederdonau, die H. Zapfe das billuviale Vergleichsmaterial zu seinen Versuchen geliefert hat. Es muß daher, auch wenn man E. Bächler hinsichtlich des von ihm ergrabenen Fundbestandes in vollem Umfange zustimmte, vor einer bedenkenlosen Übertragung seiner Ergebnisse auf Fundplätze mit äußerlich ähnlichen Bedingungen gewarnt werden, denn an diesen können ganz andere Verhältnisse herrschen. E. Bächler hält an seiner von ihm wiederholt ausgesprochenen Ansicht fest, daß das alpine Paläolithikum der Schweiz der letzten Zwischenzeit angehöre. Als Bestätigung werden u. a. die Ergebnisse der Untersuchungen der Schichtproben herangezogen, die R. Eals (Freiburg i. Br.) mittels neuartiger Methoden erzielte. Anlage und Ausgestaltung des Werkes sind vorbildlich; die Funde werden mit wenigen Ausnahmen (in 2 Tafeln mit Zeichnungen) durch vortreffliche Lichtbilder, fast alle in natürlicher Größe, wiedergegeben. In ihrer Gesamtheit stellt diese Veröffentlichung eines Forschers, der zeit lebensverantwortungsbewußt und überzeugt seinen Weg ging (vgl. die Würdigung Bächlers anlässlich seines 70. Geburtstages in Quartär 2, 1939, Seite 153 f.), eine wesentliche Bereicherung des altsteinzeitlichen Schrifttums dar.

Kurt Willvonseder.

Gero Zenker, Germanischer Volksglaube in fränkischen Missionsberichten (Forschungen zur deutschen Weltanschauungskunde und Glaubensgeschichte, Heft 3). G. Trudenmüller-Verlag, Stuttgart-Berlin 1939. RM. 6.—. Nach einer Einleitung „Zur Quellenfrage“ behandelt der Verfasser den Hegenwahn, den Zaubermahn, den Tempeltakt und den Götterkult. Eine Zusammenfassung, ein Schrifttums-, Abkürzungs-, Sach- und Namensverzeichnis schließen das Ganze ab.

Es ist sehr verdienstlich und auch notwendig, die fränkischen Missionsberichte einmal unvoreingenommen vom Standpunkt der vergleichenden Mythologie und Kulturgeschichte zu betrachten. Die früheren Darstellungen waren befangen und glaubten den einseitig kirchlich gefärbten Auffassungen der Missionare nur allzuviel. Aber Gero Zenker schießt bei seinem kritischen Bestreben weit über das Ziel hinaus. Wenn es nach ihm ginge, so bliebe von einem urwüchsigen germanischen Glauben überhaupt nichts übrig.

Zu erklären ist das dadurch, daß er sich im Besonderen immer nur die extremsten Ansichten seiner Gewährsmänner zu eigen gemacht hat. Unter diesen befinden sich Wilhelm Kammeier und Arno Schmießer, deren Werke doch wohl nur mit äußerster Vorsicht zu benutzen sind. An selbständigem Forschen hat es der Verfasser fehlen lassen. Als Quellen gebraucht er moderne Schriften von sehr verschiedenem Wert. Die eigentlichen Grundlagen sind ihm unbekannt geblieben, sonst hätte er wohl, S. 4 f., nicht von „Kapiteln“ des sogenannten Indiculus superstitionum gesprochen. Dieser besteht eben nicht aus längeren Abschnitten, die „überschrieben“ sind, sondern aus einer Reihe von kurzen Anführungen wie „De phylacteriis et ligaturis“. Daß er auf der Synode von Eistinae 743 abgefaßt worden sei (S. 24), muß man als unbewiesene Annahme bezeichnen.

Dies ist nur ein Beispiel für die mangelnde Gründlichkeit des Verfassers, der sich dabei gegen manchen unserer verdienten und anerkannten Germanisten ziemlich viel herausnimmt. Wenn man eine solche Sprache spricht, wie Zenker S. 31, Anm. 36, so muß man doch wenigstens auch selbständige Leistungen aufzuweisen haben.

Das Buch mit dem vielversprechenden Titel

ist eine fleißige Zusammenstellung, aber trotzdem geeignet, eher Verwirrung als Nutzen zu stiften. Otto Paul.

Urkunden und Gestalten der germanisch-deutschen Glaubensgeschichte, herausgegeben von J. W. Hauer, I. Band, I. Lieferung, Stuttgart, Kohlhammer, Verlag. RM. 1.20.

Als erster hat der protestantische Theologe Hans von Schubert im Jahre 1925 eine „Geschichte des deutschen Glaubens“ vorgelegt und damit gezeigt, daß es möglich ist, statt Kirchengeschichte Frömmigkeitsgeschichte darzustellen. In einer solchen Glaubensgeschichte erst werden die wirklichen Lebenswerte sichtbar, die allein bildend zu wirken vermögen. Die Darstellung Schuberts, so verdienstlich sie ist, spannt aber den Rahmen zu eng. Die germanischen Grundlagen des deutschen Glaubens werden nur angedeutet, nicht aber voll erkannt. Eine umfassendere Darstellung der germanisch-deutschen Glaubensgeschichte blieb bis heute eine unerfüllte Forderung. J. W. Hauer hat den Gegenstand in Vorlesungen an der Universität Tübingen behandelt und bereitet als 4. Band seiner „Glaubensgeschichte der Indogermanen“ (der erste Band erschien 1937) eine germanisch-deutsche Glaubensgeschichte vor. Als Vorarbeit und Quellensammlung zu diesem Band gibt Hauer jetzt ein in Lieferungen erscheinendes Werk „Urkunden und Gestalten der germanisch-deutschen Glaubensgeschichte“ im Verlage von Kohlhammer, Stuttgart, heraus. Das Gesamtwerk ist auf etwa 50 Bogen in drei Bänden berechnet. Es soll den Quellenstoff von Tacitus Germania bis zur Gegenwart in Auswahl des Wesentlichsten bringen. Den Textstellen werden Erläuterungen angefügt, die zum tieferen Eindringen anleiten. Am Schluß der verschiedenen Abschnitte wird auf das wichtigste Schrifttum verwiesen. Das Inhaltsverzeichnis des Gesamtwerkes zeigt, welcher umfangreicher Stoff in dieser Quellensammlung berücksichtigt werden soll. Es macht anschaulich, über welchen Reichtum an eigenwüchsigen Überlieferungsgut wir verfügen. Daß es innerster Besitz des ganzen Volkes werde, und zwar besonders der Jugend, dazu will das Werk helfen. Die vorliegende erste Lieferung enthält ausgewählte Kapitel aus der Germania des Tacitus mit Erklärungen. Otto Huth.

Günther Franz: Der deutsche Bauernkrieg. Neue Ausgabe. N. Oldenbourg, München und Berlin 1939. RM. 8.50.

Vor gut einem Jahr brachte der Verlag E. Hirzel, Leipzig, Wilhelm Zimmermanns: „Geschichte des deutschen Bauernkrieges“ in neuer Auflage heraus. An sich kein Ereignis, das hier registriert zu werden brauchte. Erwähnenswert ist nur die Tatsache, daß Zimmermanns Werk geradezu als die Darstellung des Bauernkrieges für die heutige Zeit hingestellt wurde. Abgesehen davon, daß Zimmermanns Darstellung schon zu ihrer Zeit nicht auf der Höhe der Forschung stand, ist es, gelinde gesagt, eine starke Zumutung, heute dieses Buch als Geschichtswerk für den Nationalsozialismus anzupreisen, da doch jeder einigermaßen mit der Geschichtsliteratur Vertraute weiß, daß Zimmermanns Arbeit von vornherein eine liberale Kampfschrift war, die seit Marx und Engels Zeiten von jüdisch-marxistischer Seite immer wieder zu Propagandazwecken ausgenutzt und zeitweise sogar im Berliner Vorwärtshaus gedruckt wurde. Es trifft diese klare Feststellung weniger den längst verstorbenen Zimmermann, als vielmehr den Verlag, dem hier ein arger Mißgriff unterlaufen ist, was um so bedauerlicher ist, da E. Hirzel mit der Herausgabe von Heinrich von Treitschkes „Deutscher Geschichte“ eine historische Verpflichtung übernommen hat.

Schon aus diesem Grunde ist die neue Ausgabe des Franzischen Bauernkrieges zu begrüßen. Das Werk des bekannten Jenaer Historikers, das auf fast zehnjährigem Archivstudium beruht, erschien erstmalig 1933/34 (Darstellung und Altentband) und war hauptsächlich für die wissenschaftliche Fachwelt bestimmt. In vorliegender Neuausgabe hat der Verfasser den wissenschaftlichen Apparat sowie manche nur den Historiker interessierenden ortsgeschichtlichen Einzelheiten weggelassen, wodurch die Hauptlinien der ganzen Bewegung noch stärker hervorgehoben werden. Dies wird einer weiteren Verbreitung des Buches, die im Interesse des historischen Verständnisses dieser größten deutschen Revolution vor der nationalsozialistischen notwendig ist, nur dienlich sein.

Denn seit der Machtübernahme hat die allgemeine Anteilnahme unseres Volkes an ge-

schichtlichen Fragen stark zugenommen, und deshalb bedürfen große Ereignisse, wie in diesem Fall der Bauernkrieg, einer volksnahen und trotzdem wissenschaftlich einwandfreien Darstellung, um jedes falsche und einseitige Bild von vornherein auszuschalten. Auch unter Berücksichtigung dieser Tatsache hat Franz eine Darstellung geschaffen, die, in meisterhaftem Stil geschrieben, hervorragend zu nennen ist.

Da genügend fachkritische Besprechungen vorliegen, sollen im folgenden nur wenige Punkte hervorgehoben werden:

Der Verfasser bemüht sich vor allem, zu einem sicheren Urteil über die Ursachen der großen Erhebung zu gelangen. Dabei kommt er zu dem Ergebnis, daß der Bauernkrieg von 1525 nicht für sich als einmaliges Ereignis zu betrachten, sondern nur im Zusammenhang mit den zahlreichen örtlichen revolutionären Erhebungen, die ihm zwei Jahrhunderte hindurch vorausgegangen sind, zu verstehen ist.

Berner wurde bei der Besprechung der 1. Auflage des Buches dem Verfasser verschiedentlich der Vorwurf gemacht, daß er die wirtschaftliche Lage der Bauern zu günstig geschildert hätte. Dazu trifft Franz die sehr richtige Feststellung, daß darüber sich nie klare und unwiderlegliche Feststellungen treffen lassen, da bekanntlich die vorhandenen Quellen hierüber keine letzte Auskunft geben. Insgesamt bietet die Darstellung von Franz ein lückenloses Bild der gesamten vielseitigen Erscheinungen des Bauernkrieges, zu der jeder greifen wird und muß, der sich mit dieser Zeit und Frage beschäftigt.

Alles in allem eine Darstellung, die wohl als das Standardwerk des Deutschen Bauernkrieges und darüber hinaus als ein Meisterwerk deutscher Geschichtsschreibung überhaupt bezeichnet werden darf.

Drei Karten von den Schauplätzen des Bauernkrieges, eine Zeittafel sowie 13 gut ausgewählte Abbildungen runden die vortreffliche Arbeit ab.

H. Köppler.

„Freude durch Laienschaffen im Reservelazarett.“ Herausgegeben in Zusammenarbeit mit der Heeres-sanitätsinspektion des DKB. vom Deutschen Volksbildungswerk in der NS. Gemeinschaft „Kraft durch Freude“. Bearbeitet von Franz Kolbrand, Verlag der DVG. „Was mich nicht umbringt, macht mich stärker.“ Unter diesem Nietzschevortrag steht das Laienschaffen in den Reservelazaretten, wie es vom Deutschen Volksbildungswerk ange-regt und verwirklicht wird. Indem der Ver-wundete an einer Arbeit, und sei sie noch so einfach, erkennt, daß er noch zur vollen Lei-stung fähig ist, schöpft er neuen Lebensmut und Lebenswillen. In diesem Sinne trägt das Laienschaffen wesentlich zur Genesung bei und bereitet die berufliche Arbeit des Ge-nesenden vor. Zugleich aber wird durch die verantwortungsvolle Lenkung solcher Laien-arbeiten zu wahrer Volkskunst hingeführt, ob nun Spielzeug geschnitten, Kasperlefiguren ge-formt oder Schriften und Sinnbilder gezeich-net werden. Mehrere Ärzte berichten in die-ser reich und gut bebilderten Schrift von ihren Erfahrungen mit dem Laienschaffen in Laza-retten, und Franz Kolbrand gibt die Rich-linien für die Arbeit.

H. Lorenzen.

*

Einer erstand	Des Speeres Gebieter
In Urtagen,	Gebaren neun
Allgewaltig,	Riesentöchter
Aus Asenstamm;	Am Rande der Erde.

Edda, Kürzere Seherinnenrede

Hauptgeschäftsführer: Dr. J. Otto Plassmann, Berlin-Dahlem, Pöckelstr. 16. Anzeigenleiter: Gerda Grünberg, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11. Buchdruck Kasper & Galtweg, München. Offsetdruck J. P. Himmer, Augsburg. Gesamte grafische Gestaltung: Eugen Niedlinger, Augsburg.

Kleine Kostbarkeiten aus Kunst und Geschichte

Herausgegeben von Dr. J. D. Plassmann unter Mitarbeit von Dr. Bohmers, Prof.

Dr. Dirlmeier, Dr. Fuchs, Hagebruch, Dr. B. Müller, Prof. Dr. Paulsen, Dr. Plassmann,

Prof. Dr. Till, E. Trautmann, Dr. Berner, Prof. Dr. Wülf.

Kleine Kostbarkeiten werden hier dem Schauen und dem Verstehen dargeboten: Nicht als Gegenstände gelehrter Abhandlungen, sondern als Stücke aus einem großen Schatz, in denen sich das goldene Blinken von Gedanken aus Jahrtausenden gefangen hat, die von hier aus ihren Schein über weite Zusammenhänge werfen. Es sind nicht nur die goldenen Schätze des Bodens und der Gräber, sondern auch Bauten von beträchtlichen Ausmaßen, Bilder auf Felsen und nicht zuletzt die leuchtenden und tönenden Altertümer aus dem reichen Vande des Volkstums und der Volkskunst. In ihnen hat uns die germanische Vorzeit ihre reichsten und lebendigsten Schätze hinterlassen. Ihre innige Verwandtschaft mit dem weiten Reiche des indogermanischen Geistes erweist sich hier in ihren kostbarsten und lebendigsten Stücken. Sie seien allen denen dargeboten, die sich von dreitausend Jahren Rechenschaft geben und das volksiche Lebensgefühl unserer Tage mit dem Bewußtsein des Ewigen durchdringen wollen. Zu jedem Beitrag gehören zwei bis drei Bilder. Es werden sechzehn Themen behandelt, darunter die Externsteine, das Jahrmännchen von Bremen, ein Bild von Stilicho, langobardische Kleinode, die Hlarscheiben des Thorsberger Moorfundes, das Hammerkreuz auf

Hiddenfee, die Pelasgermauer der Akropolis, Felsbilder u. a.

Das Buch ist unter Mitarbeit bewährter Graphiker als Geschenkwerk sorgfältig ausgestattet.

Hochformat: 12x20 cm, 110 Textseiten auf Bütten, 30 Kunstdruckbildseiten, Ggl. M. 4.80.

AHNENERBE-STIFTUNG VERLAG / BERLIN-DAHLEM